

# Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weined in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

## Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

„Ich gratulire, Chetwynd, ein so treues und liebevolles Herz gewonnen zu haben,“ sagte Mont, dem Marquis seine Hand reichend. „Diese Erneuerung alter Beziehungen wird gewiß zum Besten ausschlagen. Ich glaube, Sylvia wird nichts dagegen haben, wenn ich Dir sage, daß sie Dich die ganze Zeit über mit seltener Hingebung liebte. Ich hoffe, Ihr werdet glücklich sein. Sylvia, meine liebe Schwester,“ fügte er scherzend hinzu, „gieb Acht, daß Dein Lord in Zukunft nicht an optischen Täuschungen leidet. Ihr wißt nicht, wie glücklich mich Eure erneute Verlobung macht.“

Er sah in der That sehr entzückt aus — als ob ihm selbst ein großes, persönliches Glück aus dieser Heirath entspringen sollte.

„Ich bin noch nicht ganz gesammelt,“ sagte Lord Chetwynd mit traurigem Lächeln. „Meine Nerven sind abgespannt und überreizt — ich werde auf mein Zimmer gehen, Sylvia, denn ich fühle mich sehr ermüdet von meiner Reise.“

„Ich habe eine Reihe von den Thurmzimmern für Dich herrichten lassen, Rog, wenn Du sie vorziehen solltest,“ sagte Sylvia, „aber auch Deine alten Zimmer sind in vollständiger Ordnung. Ich habe sie, wie Du es verlangt hast, während der ganzen Zeit Deiner Abwesenheit selbst behütet. Es ist überall geheizt —“

„Dann will ich in die alten Zimmer gehen,“ sagte der Marquis. „Gute Nacht, Sylvia! Gute Nacht, Gilbert!“

Miß Mont hielt ihm wie etwas Selbstverständliches die Wange zum Kusse hin. Chetwynd gewährte ihr diese Liebeslösung in brüderlicher Art, und ging dann auf die Zimmer, die er mit Bernice bewohnt hatte.

Gilbert Mont machte ebenfalls eine Bewegung, als wollte er sich in den Wintergarten zurückziehen, aber Sylvia hielt ihn zurück.

„Was willst Du?“ fragte er etwas mürrisch.

„Ich möchte wissen, ob Du die ganze letzte Viertelstunde

vor jener seltsamen Erscheinung wirklich in dem Wintergarten warst?“ fragte Miß Mont mit höhnischem Nachdruck.

Mont erwiderte bejahend.

„Und Du sahst wirklich Niemand eintreten oder hinausgehen?“

Mont beeilte sich, verneinend zu antworten.

„Ich glaube Dir nicht,“ sagte die sonst so geschmeidig glatte Sylvia ziemlich roh. „Ich weiß es besser. Ich sah den Geist, wenn es ein solcher war, und Du sahst ihn auch. Warum willst Du diese Thatsache vor mir leugnen?“

„Ich leugne nichts. Ich habe einfach keinen Geist gesehen und kann es Dir beschwören, wenn Du willst.“

„Welche Thorheit! Als ob ich Deinem Schwur mehr glauben würde, als Deinem Worte!“ rief Miß Mont etwas verächtlich aus. „Wenn das Geschöpf kein Geist war, was war es dann? War das Ganze ein Schelmenstreich, Gilbert? Spielt irgend ein Mädchen aus unbekanntem Grundes den Geist Bernice's?“

„Ich sage Dir, ich sah Niemanden.“

„Und ich sage Dir, Du hast Jemand gesehen,“ entgegnete Miß Mont. „Ich sah die Erscheinung, und wenn Du nahe der Thüre des Wintergartens warst, mußt Du sie auch gesehen haben. Wenn Du dabei verharrst, mir diese Thatsache abzuleugnen, so hast Du wohl Deine eigenen Gründe dazu. Du thätest besser, mich zu Deiner Vertrauten zu machen, Gilbert. Wir können besser zusammen arbeiten, als getrennt, das versichere ich Dich. Ich bin überzeugt, Du spielst irgend ein eigenes Spiel für Dich allein; aber Du thätest wohl daran, mich in's Vertrauen zu ziehen.“

„Deine Einbildungskraft ist ebenso groß, als die Chetwynd's,“ erwiderte Mont kalt. „Wenn ich mein eigenes Spiel spiele, so würde ich schon dafür sorgen, es Deinen Augen immer verborgen zu halten, meine Schwester, aber es ist nicht der Fall. Ich bin nur verwundert über dieses Gerücht von

Geistern, die man hier gesehen haben will, als ob sie greifbare Gestalten aus Fleisch und Blut wären. Du thätest besser, Dich des großen Sieges zu erfreuen, den Du errungen hast. Ich rathe Dir, Deine Hochzeit zu beschleunigen. Ich habe meine tausend Pfund nahezu aufgebraucht, und brauche mehr. Du erinnerst Dich, daß Du mir eine Jahresrente von tausend Pfund versprachst, wenn Du Lady Chetwynd wirst. Beschleunige die Heirath — das ist mein Rath.“

Er küßte ihr die Fingerspitzen, und schlenderte langsam in den Wintergarten hinaus, von dort rasch in's Freie eilend. Sylvia schaute ihm mit gefurchter Stirne nach.

„Ich wollte, ich wüßte, was er im Schilde führt,“ dachte sie. „Gilbert hat sich im letzten Jahre sehr verändert, ich kann ihn nicht mehr ergründen. Was veranlaßt ihn, zu leugnen, daß er jene weißgekleidete Gestalt sah? Wenn es ein Gespenst war, muß er es gesehen haben, da es für mich und Rog sichtbar war. Wenn es kein Gespenst war, was war es denn? Bei meiner Seele, ich glaube, Gilbert weiß es.“

Mit dieser Ueberzeugung ging Miß Monk auf ihr Zimmer. Sie fand die alte Nagen in dem Ankleidezimmer eben damit beschäftigt, den kostbaren indischen Wandschrank zu öffnen. Die alte Nagen erschrak bei Miß Monk's Eintritt, und versperrte rasch die Thüren, die in die Halle hinausführten. Dann kehrte sie zu dem Schranke zurück, öffnete das geheime Fach und nahm das Kästchen mit den indischen Giften heraus.

„Was thust Du?“ fragte Miß Monk, sich in einen Lehnstuhl werfend.

„Ich will nachsehen, ob mit meinen Kügelchen nichts geschehen ist,“ entgegnete die alte Nagen. „Ich fühle mich unruhig wegen dieses Geistes. Es ist unmöglich, daß ich mich in der Phiolen geirrt habe, aber ich will doch nachsehen. Wenn ich mich geirrt hätte, wäre die Marquise in ihrem Sarge doch nicht gestorben — nein, sie hätte nach drei Tagen das Bewußtsein wieder erlangt.“

Miß Monk schaute ihrer alten Amme mit seltsamen Blicken zu, während diese die schon einmal beschriebenen Phiolen öffnete.

„Es waren in jeder hundert Kügelchen,“ murmelte die Alte. „Ich habe aus Phiolen Nummer Zwei ein Kügelchen genommen und ließ neunundneunzig zurück. Ich will sie zählen.“

Sie that dies mit einer großen Genauigkeit.

„Es ist richtig,“ sagte sie, „hier sind gerade noch neunundneunzig. Ich weiß nicht, was mich so thöricht machte, aber gerade, als Sie von dem Geiste sprachen, fühlte ich ein Verlangen, diese Phiolen zu untersuchen.“

„Sieh' auch einmal Phiolen Nummer Drei nach,“ sagte Miß Monk.

Die Augen der alten Nagen leuchteten plötzlich auf. Rasch griff sie nach der dritten Phiolen, öffnete sie und begann hastig ihren Inhalt zu zählen. Ein bestürzter Ausdruck malte sich in ihren Zügen, als sie fertig war. Sie zählte wieder und wieder.

„Kannst Du sie nicht richtig zählen?“ fragte Miß Monk mit plötzlichem Interesse.

„Es sind nur achtundneunzig Kügelchen hier,“ antwortete die alte Frau verwirrt.

„Und es waren hundert?“

„Genau gezählt; hundert in jeder Phiolen.“

„Du hast vielleicht zwei fallen lassen,“ und Miß Monk begann zu suchen.

„Halt!“ sagte die alte Nagen mit bedeutsamem Tone; „beantworten Sie mir eine Frage. War Gilbert an dem Tage, als Lady Chetwynd erkrankte, zu Hause?“

„Erinnerst Du Dich nicht, daß er vor dem Speisen in meinem Boudoir war, und nach der Tafel nach London abreiste, ohne in den Salon zu kommen? Ich erinnere mich genau; er kam, um sich Geld von mir zu leihen. Wir hatten damals Gäste.“

„War er in Ihrem Boudoir, ehe wir diesen Schrank öffneten und über Lady Chetwynd sprachen?“

„Ja; er ging hinaus, ich rief Dich, und wir gingen zusammen hier herum.“

„Ah! Und er kam in drei Tagen wieder zurück?“

„Ja; ich telegraphirte ihm, daß Lady Chetwynd todt sei. Aber Du weißt ja das Alles; warum stellst Du so unwichtige Fragen?“

„Einfach, um meinen eigenen Verdacht und meine Erinnerung zu stärken,“ sagte die alte Frau, während sie sich zu ihrer Herrin niederbeugte und im Flüstertone fortfuhr:

„Missis, Gilbert Monk ist so schlau wie ein Tiger, der Blut riecht. Er beargwohnte uns damals und als er an jenem verhängnißvollen Tage Ihr Zimmer verließ, muß er wieder hereingeschlüpft sein. Er verbarg sich hier, er hörte Alles, was wir sprachen — ja, ja, und jetzt erinnere ich mich — ich ging auf mein Zimmer, um eine andere Phiolen zu holen! Nur ein Glied fehlt noch, um die Kette meiner Verdachtsgründe vollständig zu machen, und sie zur Gewißheit zu verwandeln. Wenn Sie einige Sekunden aus diesem Zimmer abwesend gewesen wären — —“

Miß Monk stieß einen lauten Schrei aus.

„Ich war abwesend,“ rief sie; „Lady Chetwynd kam in mein Boudoir, um sich ein Musikstück geben zu lassen.“

„Dann ist Alles klar. Gilbert hat die Kügelchen vertauscht, und nahm außerdem noch eins aus dieser Phiolen Nummer Drei. Er war in drei Tagen zurück und gab der scheinodten Lady das zweite Kügelchen ein. Sie wurde begraben. Er befreite sie und hielt sie diese ganze Zeit her verborgen. Lady Chetwynd lebt. Es war kein Geist, sondern Lady Chetwynd selbst, die Sie heute Abend gesehen haben!“

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Ausspruch der alten Nagen, daß Lady Chetwynd lebte und daß Sylvia sie selbst und nicht ihr Gespenst gesehen habe, wurde mit so erschreckender Gewißheit gegeben, daß Sylvia einen Augenblick lang selbst überzeugt schien.

Sie sah entsetzlich bleich aus.

Ihr schönes, dunkles Gesicht verlor die blühende Röthe und die schläfrigen, schwarzen Augen öffneten sich weit vor Angst und Grauen.

„Sie lebt! Bernice lebt!“ flüsterte sie hohl. „Unmöglich!“

„Nicht unmöglich, wenn Gilbert Monk unsere Pläne durchkreuzt haben sollte,“ sagte die alte Nagen, mit dem Kopfe nickend. „Ich dachte nicht, daß er so durchtrieben wäre; aber verlassen Sie sich darauf, er war an jenem Tage, als wir Lady Chetwynd's Tod beschloßen, in diesem Zimmer

verborgen; er verwechselte die Kugeln und hat jetzt dasjenige in seiner Verwahrung, das Sie Lady Chetwynd hätten geben sollen."

"Ich glaube es nicht," sagte Miß Monk mit plötzlicher Heftigkeit. "Dieber will ich glauben, daß ich heute Abend einen Geist gesehen habe. Und wenn sie es wirklich gewesen wäre, wo soll sie dann die ganzen fünfzehn Monate seit ihrer Vererdigung zugebracht haben?"

"Gilbert hat sie vielleicht verborgen gehalten."

"Wenn es Lady Chetwynd in Fleisch und Blut gewesen wäre," fragte Sylvia Monk, "warum hat sie nicht gesprochen? Warum ist sie nicht in's Zimmer gestürzt, und hat sich in die Arme ihres Gatten geworfen?"

Die alte Nagen schüttelte verlegen den Kopf, diese Frage konnte sie nicht beantworten.

"Ah, Du kannst nicht antworten," rief Sylvia triumphirend aus. "Ich dachte mir's. Und Gilbert war zu ruhig und gelassen, um kurz zuvor beunruhigt gewesen zu sein, er hat die Erscheinung oder das Gespenst nicht gesehen — ich bin jetzt überzeugt davon."

Die alte Nagen begann in ihrer Ueberzeugung sichtlich wankend zu werden. Als Sylvia dies bemerkte, wuchs ihre Zuversicht.

"Ich habe noch ein Argument," fuhr sie fort, "und es ist ebenso stichhaltig, als die anderen. Die Erscheinung von heute Abend sah aus wie Bernice, aber wie Bernice zu seltenster, wunderbarster Engelschönheit verklärt. Bernice war aber, ihre Augen ausgenommen, häßlich und hätte sich lebend nie in eine so strahlende Schönheit verwandeln können, wie sie das Gespenst vom heutigen Abend besaß; nur Bernice als verklärter Geist könnte vielleicht so aussehen. Kurz und gut, Nagen, Alles liefert den Hinweis, daß die Erscheinung, die ich gesehen habe, nicht die lebende Bernice war."

"Ich weiß es nicht," entgegnete die Alte zweifelnd; "ich gestehe, ich bin verwirrt. Wenn es wirklich Bernice gewesen wäre, hätte sie natürlich etwas gesagt oder wäre in die Arme ihres Gatten geeilt, daß sie das nicht that, ist ein starkes Argument gegen die Annahme, daß sie die wirkliche Baronin sei. Und doch ist mir das Ganze ein Räthsel, das ich lösen will und muß — wenn ich nur entdecken könnte, ob Gilbert das mir fehlende Kugeln noch hat?"

"Du wirst Dich im Zählen geirrt haben, oder es waren von Anfang an nicht hundert Kugeln in jeder Phiolen," erklärte Sylvia bestimmt. "Wir haben uns ohne allen Grund erschrecken lassen. Und nun von etwas Anderem, meine liebe Nagen," setzte sie dann in leichterem Tone hinzu. "Freue Dich mit mir, denn ich bin wieder mit Lord Chetwynd verlobt und bald wird die Hochzeit sein. Nächste Woche werde ich selbst nach London gehen, um meine Ausstattung zu besorgen. Ah, liebe Nagen, ich werde hier wie eine Königin leben, denn endlich stehe ich vor der Erfüllung meiner Wünsche."

Sie lehnte sich selig lächelnd in ihren Fauteuil zurück. Die alte Nagen nahm das Kästchen mit den Giften und verbarg es in dem Schranke. Als sie die reich mit Silber verzierte Thür desselben zuschloß, schüttelte sie zweifelnd den Kopf, und murmelte in so leisem Tone, daß es Sylvia nicht hören konnte:

"Wenn Mißy befriedigt ist, mag sie es sein — was mich anbelangt, ich bin es nicht! Doch ich will Gilbert bewachen, will seine Koffer und Kleider wegen des fehlenden

Kugeln durchsuchen, ich will ihn verfolgen, wie sein Schatten, denn wissen muß ich, ob ein Gespenst heute Abend in Chetwynd-Park erschienen ist — ob ein fremdes Frauenzimmer Lady Chetwynd vorstellt — oder ob die Marquise lebt. Wenn sie lebt, so droht uns Gefahr, und ich muß auf meiner Hut sein, ihr auszuweichen."

Die alte Frau preßte ihre Rippen zusammen und ein drohender Blick schoß aus ihren kleinen schwarzen Augen.

Während Sylvia Monk sich so in eine falsche Sicherheit wiegte, und während die alte Nagen den Entschluß faßte, das Geheimniß zu ergründen, das für ihre vergötterte junge Herrin so gefahrdrohend werden konnte, war der Marquis von Chetwynd in den Zimmern seiner verstorbenen jungen Gattin ein Opfer der furchtbarsten Aufregung und Bestürzung. Alle Räume schienen von ihrer Gegenwart durchdrungen zu sein, Chetwynd erwartete fast, sie aus einem Stuhle aufstehen zu sehen, so eigenthümlich lebhaft war ihm das Gefühl ihrer nahen Gegenwart.

"Weder Gilbert noch Sylvia sahen Bernice heute Abend," murmelte er auf und abgehend. "Es muß eine Täuschung meiner Sinne gewesen sein, und ich kann mir's erklären, wie Alles kam. Seit meiner Rückkehr habe ich jeden Augenblick an sie gedacht, stets bildete ich mir ein, sie sei mir nahe. Und als ich der armen Sylvia die einzige Vergeltung anbot, die ich ihr für Alles, was sie um ihrer Liebe willen zu mir gelitten hat, geben konnte, dachte ich auch an meine verlorene Bernice. Als Sylvia ihren Kopf an meine Brust legte, als ich sie küßte, durchrieselte mich ein eisiger Schauer, als ob ich meiner verlorenen jungen Gattin ein Unrecht zufügte. Welches Wunder also, daß ich, als ich vor Sylvia's Liebkosung zurückschreckte, als ob ich kein Recht darauf hätte, ich mir einbildete, Bernice zu sehen."

Er ging schneller auf und ab, wie von einer geheimen Angst erfüllt.

"Ich glaube nicht an übernatürliche Erscheinungen," fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräche fort; "und doch, wenn Bernice's Geist nur ein Trugbild war, warum sah ich sie dann mit so kummervollem Gesichte? Warum konnte ich sie mir nicht lächelnd vorstellen? Ah, so schön, wie sie mir heute erschien, kann nur ein Engel sein. Sie wünschte auch, daß ich Sylvia nach Ablauf des Trauerjahres heirathen sollte, und dennoch glaubte ich heute Abend einen furchtbaren Schmerz in ihren Augen zu lesen. Fast möchte ich meine Verlobung mit Sylvia wieder rückgängig machen, aber das kann ich nicht — o, mein armer Kopf, er droht zu zerspringen!"

Trotz seiner Bemühungen, sich zu beruhigen, konnte er die Erinnerung an die liebliche Erscheinung dieses Abends, die so rasch verschwunden war, nicht verschrecken. Er versuchte an andere Gegenstände zu denken, aber vergeblich.

Stundenlang ging er in den so lange unbenützt gewesenem Räumen auf und ab, bis das Feuer in den Kaminen erlosch. Dann zog er sich, noch immer von Unruhe erfüllt, in Bernice's Schlafzimmer zurück. Das Bett war noch genau so, wie sie es benützt hatte. Er kniete neben demselben nieder und schluchzte laut.

Lange Zeit kniete er dort, endlich bemächtigte sich seiner die kalte Ruhe der Verzweiflung. Er stand auf und drehte die Gaslampen ein, daß sie ganz düster brannten und dann warf er sich völlig angekleidet auf eine niedrige Ottomane vor dem Kamin. Er konnte in dem Bette nicht schlafen, in welchem Bernice, wie er glaubte, gestorben war. So lag er

da mit geschlossenen Augen, bis er endlich in einen unruhigen Schlaf fiel.

Plötzlich erwachte er von einer sanften Berührung auf seiner Stirne. Er öffnete seine Augen nicht und die Berührung glitt wieder ganz sachte auf seine Wippen nieder. Es war eine Berührung, wie ein süß und flüchtig gegebener Kuß. Er rührte sich, öffnete seine Augen und sah abermals die Erscheinung, die er vor mehreren Stunden im Salon unten gesehen hatte. Er erblickte Bernice — Bernice zur strahlendsten, herrlichsten Schönheit entwickelt, mit den zärtlichen, unschuldsvollen Augen, die er so geliebt hatte, mit der geschmeidigen, anmuthsvollen, zarten Gestalt, und noch immer das weiße Kleid tragend, in dem er sie begraben hatte. Er lag stille und wagte kaum zu athmen.

Sie war einige Schritte von ihm zurückgewichen und betrachtete ihn mit unauslöschlicher Liebe und grenzenlosem Schmerz. Sie öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte, aber es kamen keine Worte über ihre Lippen. Sie breitete ihre nackten Arme weit aus, als ob sie ihn umfassen wollte.

„Bernice!“ rief Lord Chetwynd; „Bernice, sprich zu mir!“

Sie schüttelte traurig den Kopf, und zog sich langsam gegen das Ankleidezimmer zurück.

Mit einem gellenden Schrei sprang er von seinem Lager auf und stürzte auf sie zu.

Sie setzte ihren Rückzug rasch fort, schaute mit jenem strahlenden Gesichte voll Liebe und Schmerz auf ihn zurück, und verschwand im Ankleidezimmer. Die Thüre schloß sich hinter ihr. Chetwynd riß sie auf, aber die Erscheinung war verschwunden.

Er untersuchte das anstoßende Badezimmer; er lief hinaus in die große Halle, wohin die Thüre unversperrt war; er durchsuchte die leeren Galkimmer; aber er fand keine Spur von seinem seltsamen Besuche.

Sein Suchen hatte Miß Mont geweckt, und sie erschien im rothen Schlafrocke und Pantoffeln, mit erschrockener Miene, während die alte Nagen ihr über die Achseln schaute. Chetwynd entschuldigte sich halb unverständlich, daß er Elyoia geweckt hatte, suchte aber in furchtbarer Aufregung weiter.

Er klopfte an Gilbert's Thüre, erhielt aber keine Antwort.

Die Thür war unverschlossen, und er trat in's Zimmer. Licht und Feuer brannten, aber Mont war nicht da.

Berwundert über Mont's Abwesenheit zur mittlernächtlichen Stunde, lehrte der Marquis in die Halle zurück, wo Elyoia noch immer ganz verwirrt stand.

„Was ist vorgefallen?“ fragte sie; „Ist Gilbert nicht in seinem Zimmer?“

„Nein, er ist nicht da. Ich — ich bildete mir ein, etwas gesehen zu haben, und ich kam, um nachzusehen; das ist Alles. Gute Nacht!“

„War es — war es wieder das Gespenst, Rog?“

„Ja,“ sagte Chetwynd verzweifelt. „Ich glaubte sie wieder gesehen zu haben. Gute Nacht!“

Er ging auf sein Zimmer und schloß die Thüren hinter sich zu, während Miß Mont in großer Unruhe sich in ihre Gemächer zurückzog. Nach einer Weile beruhigten sich die beiden Frauen ein wenig; aber Lord Chetwynd ging die ganze lange Nacht in seinen Zimmern auf und ab, wachte und lauschte und wartete. Doch das Gespenst erschien nicht wieder.

### Sechszwanzigstes Kapitel.

Wir haben bereits gesagt, daß Gilbert Mont, nachdem er seine Schwester im Salon zurückgelassen hatte, hinausgeeilt war, um Bernice zu suchen. Er war nur von dem einzigen Gedanken beherrscht, sie zu finden. Er wußte sehr wohl, daß sie auf dem Sprunge stehe, entdeckt zu werden, daß ein Zufall es Lord Chetwynd verrathen konnte, daß sein geisterhafter Besuch ein Wesen aus Fleisch und Blut — die lebende Bernice sei, und er wußte auch, daß seine Sicherheit nur von raschen und energischen Maßregeln abhängen würde. Von seiner Handlungsweise in dieser Nacht hing sein Geschick ab.

Er durchsuchte die Rasenplätze, das Gesträuch, die Felsen, die weit in's Meer hinausragten, die Rüste, das Boots- und Badehaus und brang weit in den Park vor, alle möglichen Winkel und Grotten durchstöbernd, aber er fand sie nicht. Stundenlang eilte er im Schatten der Bäume hin und her und gelangte endlich zu der Ueberzeugung, daß sie ihm auf irgend eine Art entschlüpft sein müsse.

„Sie hat sich vielleicht im Hause verborgen,“ dachte er.

„Vielleicht ist sie auf mein Zimmer gegangen, um mich zu bitten, sie von ihrem Eide zu befreien. Die Kleine Einfalt! Sie wird es nicht wagen, ihren Eid zu brechen und ohne meine Erlaubniß Chetwynd oder irgend Jemand zu verrathen, daß sie lebt. Sie ist die Wahrhaftigkeit selbst. Aber welche Prüfung für sie, heute Abend vor Chetwynd zu stehen und nicht mit ihm sprechen zu können! Das Mädchen ist ebenso muthig und treu als schön.“

Er eilte in's Haus und auf sein Zimmer.

Es war elf Uhr vorüber und nur wenige Lichter brannten noch. Niemand begegnete ihm in der großen Halle, durch deren Fenster das Mondlicht schwach hereinbrang, in seinem Zimmer brannten Licht und Feuer, aber kein Mensch war darin. Es schien ihm jedoch, als ob kürzlich Jemand dagesessen wäre, denn die Bettvorlage war in Unordnung, als ob Jemand darauf gekniet hätte und das Feuer schien von ungeschickter Hand aufgeschürt worden zu sein. Er war überzeugt, daß Bernice sich in seiner Abwesenheit hereingestohlen hatte und einige Minuten geblieben war, um sich zu erwärmen und seine Rückkehr abzuwarten.

„Sie wird wiederkommen,“ dachte er. „Sie ist ganz außer sich, seit sie ihren Gatten wiedergesehen hat. Ich will sie hier erwarten.“

Er ließ seine Thür unverschlossen, damit sie geräuschlos eintreten könne, und warf sich in einer dunklen Ecke in einen Lehnstuhl, um sie zu erwarten. Aber die Zeit verging und sie kam nicht. Die große Thurmuhr schlug Mitternacht, Todtenstille herrschte im ganzen Schlosse, aber Bernice kam noch immer nicht.

Mont wartete, bis ihn die Furcht übermannte, Bernice sei vielleicht in ihre alten Zimmer eingetreten, habe dort ihren Gatten gesehen und sich, übermannt vom Entzücken des Augenblickes, in seine Arme gestürzt. Der kalte Schweiß trat Mont auf die Stirne. Er vertauschte seine Stiefel mit einem Paar Filzschuhe und schlich sich dann wieder in die große Halle hinaus.

In den verschiedenen Thüren, welche aus Lord Chetwynd's Zimmern in die Halle führten, lauschte er, doch kein Laut ließ sich vernehmen, er war also sicher, daß Lord Chetwynd in seinem Schlafzimmer sei. Er lauschte auch dort und hörte deutlich das Geräusch leiser und regelmäßiger

Athembzüge. Chetwynd schlief also und Bernice war nicht da. Dennoch wartete er — wachend, lauschend.

Wie die Minuten träge vorbeischießen! Endlich glaubte er, leichte Fußtritte drinnen zu hören, das Rauschen weiblicher Kleider. Er neigte sich zum Schlüsselloch und hörte den Schrei Chetwynd's, als er aus dem Schlafe aufwachte — und den Namen Bernice rief.

Mont hätte am liebsten die Thüre eingeschlagen! Er war überzeugt, daß jetzt Alles vorbei sei — daß Bernice ihren Eid gebrochen — ihrem Gatten verrathen habe, daß sie lebe. Was blieb ihm zu thun übrig, als zu fliehen?

Aber jetzt öffnete sich die Thüre des Badezimmers rasch, und eine schlank, weißgekleidete Gestalt glitt behende, als ob sie verfolgt würde, durch die Halle zu einem rückwärtigen Seitengange. Es war Bernice! Mont floh unhörbar in seinen Filzschuhen hinter ihr drein. Sie rannte flüchtig durch die Halle zu dem Seitengange, hartnäckig verfolgt von Gilbert Mont.

Sie waren kaum in den Seitengang eingebogen, als Lord Chetwynd die Thüre des Badezimmers öffnete und in wilder Verfolgung herauseilte; aber Bernice und Mont waren bereits Beide außerhalb seines Gesichtskreises. Das scheinbare Gespenst floh den dunklen Gang entlang, einem unbewohnten Theil des großen Hauses zuwendend, ohne anzuhalten oder zurückzuschauen. Endlich kam es in eine andere Halle, von welcher eine Stiege in die Höhe führte, und schritt rasch die Stufen empor.

Mont kam ebenso schnell hinter ihr drein. Ob Bernice wußte, daß sie verfolgt wurde, konnte er nicht errathen, denn sie warf keinen Blick nach rückwärts.

Eine Treppenschucht, dann noch eine, und Bernice war in eine Region unbenützter Dachstuben, in den älteren Theil des Hauses gelangt.

Sie lief durch den finsternen Gang in ein kleines leeres Zimmer, das nur von dem durch das Fenster eindringenden Mondlicht erhellt wurde. Mit einem leisen Aufschrei und die Hände vor's Gesicht schlagend, sank sie hier zusammen.

Mont trat in's Zimmer und schloß die Thüre, dann näherte er sich der Halbohnmächtigen.

„Bernice,“ sagte er sanft.

Diese fuhr mit einem gellenden Schrei auf und starrte ihn mit weitgeöffneten Augen an.

„Gilbert!“ rief sie entsetzt aus. „Ich — ich glaubte, es sei Rog!“

„Nein — ich bin es. Ich hörte von Mrs. Crowl, daß Du seltsamer Weise aus Mawr-Castle verschwunden wärst, und wußte, daß Du hierherkommen würdest. Ich selbst kam erst heute Abend an.“

„Mit Rog? O, wie er verändert ist, Gilbert! Mein armer Liebling! Wie ernst und düster er geworden ist — und wie seine Seele mir aus seinen Augen entgegen sprang. Er sucht mich jetzt. Hörst! Kommt er hierher?“

„Nein, Bernice. Diese Zimmer sind seit Jahren nicht benutzt worden. Er wird Dich nicht finden.“

„Ich muß zu ihm gehen,“ rief Bernice ungestüm. „Jetzt gleich, diese Minute noch! Ich wußte, daß Du hier im Schlosse wärst, und ich ging auf Deine alten Zimmer, Gilbert, aber Du warst nicht da. Befreie mich von meinem Eide, ich muß zu meinem Gatten gehen.“

„Bernice, höre mich an. Ich habe Dir erst etwas zu sagen.“

„Rein Wort. Er sucht mich jetzt und hält mich für einen Geist. Befreie mich von meinem Eide! Laß mich gehen, Gilbert! Um des Himmels willen, laß mich zu meinem Gatten gehen.“

„Nicht eher, bis Du gehört hast, was ich Dir zu sagen habe,“ sagte Mont fest. „Chetwynd hält Dich für einen Geist, wie Du sagst. Er wird gleich auf sein Zimmer gehen, und wir haben Zeit genug — aber Du mußt mich anhören.“

„Dann sprich schnell. Denke nur, er glaubt mich todt — er sehnt sich nach mir.“

„Woher weißt Du, daß er sich nach Dir sehnt?“ fragte Mont in hartem Tone.

Bernice schien ihn kaum zu verstehen,

Mont wiederholte die Frage.

„Woher ich es weiß? Weil ich mich nach ihm sehne. O, wie sehr ich ihn liebe! Befreie mich von meinem Eide, Gilbert.“

„Höre mich zuerst, Bernice! Ich hielt Dich für das muthigste, edelste, großmüthigste weibliche Wesen, aber Du bist selbstsüchtig, wie alle Anderen. Du bist der Selbstaufopferung nicht fähig.“

„Welcher Selbstaufopferung denn?“ fragte Bernice verwundert.

„Bist Du der erhabensten Selbstverleugnung fähig?“ fragte Mont mit glühenden Augen. „Kannst Du Dich selbst opfern auf dem Altare der Glückseligkeit Deines Gatten?“

„Gilbert, was meinst Du?“ fragte Bernice mit vor Schmerz bebender Stimme.

„Was war Deine letzte Handlung, ehe Du in den Scheintod verfielst, in dem Du begraben wurdest?“ fragte Mont in strengem Tone.

Bernice wollte antworten, hielt aber todtbleich inne.

„Du erinnerst Dich? Deine letzte Handlung war, Chetwynd's und Sylvia's Hände in einander zu legen. Und was waren Deine letzten Worte?“

Keine Antwort erfolgte von den bleichen Lippen des unglücklichen Weibes. Sie fing an zu verstehen, wo Gilbert hinaus wollte.

„Deine letzten Worte waren eine Bitte an Chetwynd, Sylvia zu heirathen, nachdem das Trauerjahr um Dich abgelaufen sein würde,“ erklärte Mont in kaltem, leidenschaftslosem Tone; „war's nicht so?“

Bernice schaute ihn stumm an; eine Welt voll Schmerz blickte aus ihren sprechenden Augen.

„Du widersprichst mir nicht. Deine letzte Handlung vor Deinem Scheintode war also, die Beiden wieder zu vereinigen, die so gewaltsam getrennt worden waren. Du schienst zu erkennen, daß sie einander die ganze Welt waren, und daß Chetwynd's Heirath mit Dir bloß eine Uebereilung seinerseits war.“

„O nein, nein,“ wimmerte Bernice schauernd. „Er liebte mich, Gilbert, er liebte mich!“

„Glaubst Du? Nun, höre mich. Chetwynd und Sylvia wurden vor dem Sterbebette meiner Stiefmutter und Rog's rechter Mutter mit einander verlobt. Sie liebten einander leidenschaftlich. Allein Beide waren stolz, Beide leidenschaftlich — ein Streit trieb sie auseinander. Chetwynd ging in seiner Nacht, die er seiner Verlobten zu Ehren Sylvia genannt, fort nach dem Norden. Er schiffte nach Norwegen und kam schließlich nach St. Kilba. Du weißt, was folgte. Gereizt vom Aerger über Sylvia's Benehmen gegen ihn und voll

Verlangen, ihr einen schrecklichen Schmerz zuzufügen, heirathete er Dich."

"Nein, nein, er liebte mich!"

"Glaubst Du wirklich, daß Lord Chetwynd, der an die Gesellschaft der gebildetsten Damen in England gewöhnt war, sich auf den ersten Blick in ein einfältiges Inselmädchen verlieben konnte? Wie eitel die Weiber doch zuweilen sind. Du hältst mich für strenge und hart, Bernice, aber ich bin nur gerecht. Mein Herz ist getheilt zwischen Theilnahme für sie Beide und für Dich."

Bernice hatte das Haupt gesenkt und weinte leise.

"Sie liebten einander wie Romeo und Julia, sie hätten vor Liebe sterben können. Als Chetwynd mit Dir nach Hause kam, wurde ihm erst klar, was er gethan. Er liebte Sylvia und war mit Dir verheirathet. Doch er ist ein edler Mensch und hätte Dich nie die Wahrheit erkennen lassen. Eines Abends sagte er Sylvia, daß er sie mehr als je liebe, und daß er sich den Tod wünsche."

Bernice rang nach Athem. Sie erinnerte sich des Abends, wo sie Sylvia in Chetwynd's Armen gesehen. Die Ueberzeugung, daß Monk die Wahrheit sprechen müsse, drängte sich ihrem zögernden Gemüthe langsam auf.

Monk bemerkte, welchen Eindruck seine Worte auf Bernice machten.

"Durch Deinen Tod wurden sie einander wiedergegeben," fuhr er fort; "und nachdem Du zur Gruft getragen worden warst, kam Chetwynd nach Hause und hatte eine Unterredung mit Sylvia. In dieser Unterredung wurde Alles zwischen ihnen ausgeglichen. Chetwynd hielt es für das Beste, das Trauerjahr auf Reisen zuzubringen und ging fort. Er wollte seine künftige Gattin keinem böshaften Gerede aussetzen. Heute kehrte er zurück und heute Abend noch haben Chetwynd und Sylvia ihre einstige Verlobung erneuert. Chetwynd betet Sylvia an und möchte die Heirath so viel als möglich beschleunigen. Er ist voll Freude und Entzücken. Welche Verzweiflung aber würde ihn erfassen, wenn Du verrathen würdest, daß Du lebst!"

Monk schien von diesem Gedanken wahrhaft erschüttert zu sein.

Bernice stand regungslos. Sie erinnerte sich, wie sie vor wenigen Stunden erst Sylvia in Chetwynd's Armen, ihren Kopf an seiner Brust, gesehen, und ein namenloser Schmerz erfaßte sie.

Monk betrachtete sie aufmerksam; dann fuhr er sanft und scheinbar traurig fort:

"O, Bernice, es ist eine entsetzliche Geschichte. Was ist zu thun? Es muß schrecklich sein, aus dem Scheintode in's Leben zurückzukehren und zu sehen, daß man gänzlich überflüssig ist."

Bernice schluchzte erstickt. Sie war das Bild grenzenloser Verzweiflung.

"Es hat Frauen gegeben," sagte Monk nach langem Schweigen, "von solcher Selbstverleugnung, daß sie bei einer solchen Rückkehr in's Leben fortgegangen sind, ohne das Geheimniß ihres zerstörten Daseins zu verrathen."

"Aber ich bin seine Gattin. Wir haben uns Treue geschworen, bis der Tod uns trennt, Gilbert. Seine zweite Heirath, während ich lebe, würde ungültig sein."

"Nicht also. Der Tod löst jedes Band und Du bist scheinbar gestorben und begraben. In den Augen des Gesetzes bist Du todt, und wenn Du wieder erscheinen würdest, wäre es vielleicht nothwendig, den Trauungsakt nochmals zu vollziehen, um Dich wieder zu Chetwynd's Gattin zu machen. Ich wiederhole es, daß Du in den Augen des Gesetzes todt bist. Chetwynd's zweite Heirath würde vollkommen rechtskräftig und gültig sein."

Das auf der freien, einsamen Insel erzogene, unerfahrene Mädchen wußte nichts von Gesetz oder Recht und in ihrem blinden Vertrauen zu dem Manne, der sie aus dem Grabe befreit hatte, glaubte sie ihm.

"Was kann ich thun?" flüsterte sie ganz betäubt.

"Du kannst Deine Anwesenheit hier verrathen und das Lebensglück des Mannes, den Du liebst, zerstören, oder Du kannst nach Mawr-Castle zurückkehren mit Flac, der in der Nähe ist, um dort zu warten, bis ich komme, damit wir über Deine Zukunft entscheiden. Was soll geschehen? Willst Du eine tapfere, heldenmüthige Märtyrerin sein, der edelsten Selbstaufopferung fähig, die ein Weib beweisen kann, oder willst Du um jeden Preis die Wiedereinsetzung in Deine verlorenen Rechte bewirken?"

Diese Worte versetzten Bernice in eine heftige Exaltation.

Sie erhob ihr bleiches, kummervolles Gesicht und ihre heldenmüthige Selbstverleugnung stand darin verzeichnet.

"Und Du willst nach Mawr-Castle zurückkehren?" fragte Monk.

Bernice nickte stumm.

"Ich werde Flac auffuchen," sagte Monk, mit Mühe seine Freude verbergend, "er soll einen Wagen mietzen und Dich auf eine Station hinter Castbourne bringen, denn es wäre nicht gut, wenn man Dich in Castbourne sehen würde. Du hast eine große, edle That vollbracht, indem Du Rog aufgegeben hast, Bernice, ich bewundere Dich ob Deiner erhabener Selbstverleugnung und werde Dir das nie vergessen. Ich will Dein Bruder sein, über Dich wachen und versuchen, Dich glücklich zu machen. Warte hier, Bernice, während ich gehe und Flac nach einem Wagen sende. Ich komme bald wieder, um Dich mit ihm eine Strecke weit zu begleiten."

Bernice nickte zustimmend und Monk ging in den Park hinab, wo er Flac bald fand. Er schickte ihn in's Dorf nach einem Wagen und schlich sich dann in's Haus zurück. Als er in das kleine Zimmer trat, in welchem er Bernice zurückgelassen hatte, war sie nicht da. Er blieb wie festgebannt stehen.

Was war geschehen? War sie entdeckt worden? Hatte sie ihre Selbstverleugnung bereut?

Seine wilden Blicke streiften suchend rings im Zimmer umher.

Endlich entdeckte er einen Papierstreifen auf dem Boden. Es war ein Kettel von Bernice's Hand.

(Fortsetzung folgt.)

# Cleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

Während der Bruder des Verschollenen über dies unerklärliche Räthsel nachsann, gelangte der französische Polizeiaгент nach und nach zu dem Gedanken, daß dieser Bruder von Monsieur Delille das Verbrechen aus habüchtiger Absicht begangen haben könne, und er beschloß daher, ihn nicht aus den Augen, und durch seine anscheinende aufrichtige Uebersprechung sich nicht täuschen zu lassen.

„Sie sind gewiß entschlossen, Mr. Hope“, begann er dann nochmals, „in Bezug auf Ihren Bruder Ihre eigenen Nachforschungen anzustellen? Darf ich fragen, ob Sie hinsichtlich seines Verschwindens schon irgend eine bestimmte Vermuthung haben?“

„Nein, Monsieur Willard, noch nicht die geringste!“

„Ich handle gewiß in Ihrem Sinne, wenn ich diese Angelegenheit in die Hände der englischen Polizei niederlege“, fragte der französische Agent.

„Und wenn ich mich dem widersetze?“

„Ich habe bestimmte Befehle, Monsieur Hope, denn wir müssen erfahren, was aus dem so allgemein geachteten Monsieur Delille geworden ist!“

„Ich glaube kaum, daß ihm ein Unglück zugestoßen ist“, entgegnete Archibald, „sondern vielmehr, daß er im Sinne gehabt, sein bisheriges Handwerk aufzugeben, und sich daher stillschweigend entfernt hat.“

„Ich zweifle sehr, dies Räthsel so gelöst zu sehen“, erwiderte der Agent.

„Sie, wie alle Ihre Polizeibeamten, wittern in jeder etwas ungewöhnlichen Handlung ein Criminalverbrechen“, sprach Archibald Hope gereizt. „Hatte mein Bruder nicht das Recht, seine Stellung nach Belieben aufzugeben? Und haben Sie ihn sich über seine Stellung äußern hören?“

„Er konnte unter Umständen Ersteres thun, doch ließ der Rang, den er bereits bekleidete, auf baldiges Avancement rechnen. Uebrigens glaube ich, daß er seines Dienstes überdrüssig war; er hat in letzter Zeit oft genug derartige Bemerkungen gemacht, und war überhaupt ein seltsamer Mann!“

„So ist eine seltsame Handlungsweise seinerseits in diesem Falle ganz erklärlich, Monsieur Willard! — Ich will Ihnen jetzt einen Vorschlag machen, den Sie sich überlegen mögen. Von diesem Augenblicke an beginne ich meine Nachforschungen, und glaube Ihnen binnen vier Tagen beweisen zu können, daß mein Bruder noch am Leben ist. Wollen Sie bis dahin sich jeder weiteren Schritte enthalten?“

Der Polizeiaгент sann einen Augenblick nach, dann sagte er langsam und bedächtig:

„Wollen Sie mir wirklich in vier Tagen in meiner Wohnung im Hotel am George Square diese Nachricht zukommen lassen?“

„Ja.“

„Dann will ich warten“, entgegnete der Agent mit einer Bereitwilligkeit, die den jungen Mann in Erstaunen

setzte. „Es mag auch im Interesse unserer Sache liegen, diese so lange wie möglich geheim zu halten.“

Mit diesen Worten erhob er sich und verließ nach einigen wenig wichtigen Bemerkungen und vielen Verbeugungen das Haus.

Auf dem Wege nach seinem Hotel durch die feuchtneblichen Straßen von Glasgow, wo er den einmal gefaßten Gedanken nach allen Richtungen hin überlegte, ward es ihm immer klarer, daß Archibald Hope seinen Bruder aus dem Wege geschafft, und die vier von ihm ausbedungenen Tage nur dazu angewandt werden sollten, sich den Händen der Gerechtigkeit zu entziehen. Er beschloß daher, ihn nicht mehr aus den Augen zu lassen, und als Jener früh am folgenden Morgen die Stadt verließ, um die Reise nach England anzutreten, ahnte er nicht, daß in dem anstoßenden Coupé ein ältlicher Herr mit langem grauem Haar und grüner Brille Platz genommen, der durch das Versehen eines Kellners fast diesen ersten Zug verfehlt hätte, und nur durch ein ansehnliches Trinkgeld einen Kutscher bewogen, ihn noch nach dem Bahnhof zu fahren.

## Zweites Kapitel.

### Die drei Reisegefährten.

Während dieser langen Tagereise, die ihn von Schottland wiederum nach England führte, war Archibald Hope so ausschließlich mit seinen Gedanken, Plänen und Entschlüssen für die nächste Zukunft beschäftigt, daß er seinen verschiedenen Reisegefährten nur wenig Beachtung schenkte, und fast mechanisch von einem Eisenbahnzug in den andern eilte, um wo möglich vor Nacht sein Ziel zu erreichen.

Ohne allen Zweifel betrafen seine Gedanken, Pläne und Entschlüsse seinen Bruder Maurice, über den er dem französischen Polizeiagenten, den er in Glasgow vermuthete, in vier Tagen Nachricht versprochen, und er glaubte bestimmt, diese von Miß Kelydale in Torquay zu erhalten. Maurice hatte ihr, wie sie ihm selbst mitgetheilt, in Carrisford eine bedeutende Summe übergeben, welche sie später, nach näherer Bestimmung, dem Einen oder Andern von ihnen einhändigen sollte.

Da Maurice nun aber Paris auf immer verlassen, war es natürlich, daß er das Geld für sich zurückgefordert, und sie es ihm unter einer ihr bekannten Adresse zugesandt hatte. Dies Alles schon bei ihrem letzten Zusammensein wissend, hatte sie ihn gebeten, seinen Bruder nicht in der französischen Hauptstadt aufzusuchen, weil möglicherweise dies zu neuen Verwirrungen führen konnte.

Archibald hegte seines Bruders wegen keinerlei ernste Besorgnisse; es freute ihn sogar, daß derselbe eine Stellung, deren er sich gewiß jetzt schämte, und die er ihm absichtlich

verheimlicht, aufzugeben gedachte; daß er dies bereits gethan, bewies der Umstand, daß er nicht nach Frankreich zurückgekehrt war, wohin er, um keinen Verdacht zu erregen, sein Gepäck im Sommer geschickt hatte.

So reiste Archibald Hope, in dieser Beziehung ruhig, dem Orte zu, wo er überzeugt war, Miß Kelydale und ihren Großvater zu treffen, und mehr als er sich gestehen mochte, freute er sich zu dem Wiedersehen, welches er so unerwartet herbeiführen mußte.

Es war bereits zehn Uhr Abends, als er ungeduldig auf dem Perron des Bahnhofes zu Exeter hin- und herging, und den Zug erwartete, der ihn nach Torquay, diesem fashionablen Badeort im schönen Devonshire, bringen sollte. Unter den wenigen Reisenden, die gleich ihm der Wetterreise harrten, war eine große, dem Anscheine nach sehr magere Dame. Diese, ebenfalls mit ihren Gedanken beschäftigt, wanderte gleich Archibald Hope vor dem Gebäude auf und ab, wodurch sie zuerst seine Aufmerksamkeit erregte, bis bei fernerer Beobachtung ihm auch der verstärkte, fast wilde Blick ihrer hellgrauen Augen auffiel. Ein langer, grauer Regenmantel, welcher ihre ganze Gestalt umhüllte, ließ diese größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit war, indeß ein schwarzer Spizenhut, zu klein und zu weit in den Nacken zurückgeschoben, ein mageres, abgehärmtes Antlitz gänzlich unbedeckt ließ, welches ebensowohl einer Frau von sechzig, als dreißig Jahren angehören konnte.

Als er abermals in ihre Nähe kam, redete sie ihn mit scharfer, heiserer Stimme an:

„Ist an dieser Seite die Abfahrt nach Devonshire — nach Torquay?“

„Ja, der Zug wird sogleich hier sein.“

„Ich danke Ihnen! — Wie lange der Zug ausbleibt, ich habe hier schon eine Ewigkeit gewartet!“

Nach diesen Worten setzte sie ihre Wanderung fort.

Endlich kam der Zug herangebraust, und ehe er noch hielt, hatte die Dame schon den Griff der ersten Wagenthür erfaßt und ward einige Schritte weit mit fortgerissen. Unfehlbar wäre sie unter die Räder gerathen, hätte nicht Archibald Hope sie mit starkem Arm erfaßt und zurückgerissen.

„Lassen Sie mich! Was fällt Ihnen ein?“ rief sie zornig, sich von ihm losreißend.

„Ich fürchtete, Sie könnten überfahren werden, der Zug war in schneller Bewegung!“

„Das hatte ich nicht gesehen; Sie haben mich also vor einem Unglück bewahrt, und wollten mich nicht am Einsteigen hindern, um selbst schnell einen Platz zu erlangen? Sie hätten aber auch höflicher sein können — doch so sind die Engländer stets!“

Nach dieser freimüthigen Erklärung der seltsamen Dame, in der Archibald eine Französin zu erkennen glaubte, wandte er sich von ihr ab, bestieg ein Coupé erster Classe und hatte sich kaum in demselben zur langen Fahrt eingerichtet, als zu seiner Ueberraschung die Dame ihm folgte, und gleich nach ihr noch ein anderer Reisender eintrat, ein ällicher Mann mit langem, grauem Haar und einer grünen Brille, dem Archibald schon einmal am Tage begegnet war, und der, ohne die Anwesenden weiter zu beachten, sogleich einschloß.

Die Dame schien indeß nicht zum Schlafen geneigt. Nachdem sie der Reihe nach ihre Reisegefährten betrachtet hatte, wandte sie ihre Blicke dem ihr gegenüber sitzenden Archibald Hope zu, und sagte nach einer Weile:

„Sie erinnern sich an irgend Jemand, dessen ich mich jedoch augenblicklich nicht entsinnen kann. Waren Sie schon in Paris?“

„Ja, verschiedne Male.“

„Auch Ihre Stimme ist mir bekannt. Dennoch bin ich fest überzeugt, Sie noch nie gesehen zu haben. Wie lange fahren wir noch bis Torquay?“ fügte sie hastiger hinzu.

„Vielleicht noch anderthalb Stunden.“

„Wird denn diese Reise nie ein Ende nehmen!“ murmelte sie, sich zurücklehrend, legte ihre fest in einander verschlungenen Hände auf einen altmodischen Arbeitsbeutel, der in ihrem Schoße ruhte, und schloß, einen tiefen Seufzer ausstößend, die Augen.

Als der schrille Pfiff der Locomotive die Nähe einer Station verkündete, öffnete sie dieselben wieder, raffte ihren Beutel auf, und wollte von ihrem Sitze aufspringen, als Archibald Hope, den dies sonderbare Wesen zu interessiren begann, zu ihr sagte:

„Dies ist erst Dawlish, Madame, wir haben noch zwei Stationen bis Torquay.“

„Noch zwei Stationen? Wir werden vor Mitternacht nicht ankommen! Sind Sie in Torquay bekannt?“

„Nein, ich reise zum ersten Male dahin!“

„Ich auch; aber vielleicht werden sie mir einen Wagen schicken, daß ich nicht in der Dunkelheit darnach zu suchen habe“, fügte sie leiser hinzu.

Wiederum brauste der Zug durch die Nacht dahin; einmal noch hielt er an einer kleinen Landstadt, und dann fuhr er nach Torquay ab, dem Reiseziel der drei Passagiere, die jetzt nur noch allein in dem Coupé erster Classe waren.

„Bald werden Sie am Ziel Ihrer Reise sein“, unterbrach Archibald Hope, sich an die Dame wendend, das lange Schweigen.

„Endlich!“ entgegnete die scharfe, heisere Stimme. „Ich bin heute schon weit gereist, mitten in der Nacht komme ich in einem fremden Orte an und Niemand wird sich freuen, mich zu sehen — wer weiß, ob sie mich einmal in dieser dunklen Nacht in Empfang nehmen werden!“

Der junge Mann hatte keine Antwort auf diese seltsame Rede.

„Jetzt erst fällt mir ein“, fuhr seine Begleiterin nach einer Pause fort, „daß Sie mir in Exeter das Leben gerettet, ich mich aber bei Ihnen noch nicht einmal dafür bedankt habe! Es wäre gewiß ein schrecklicher Tod gewesen auf den Schienen der Eisenbahn, allein es hätte Niemand, Niemand um mich getrauert, denn mein Leben ist ganz ohne Nutzen, wie es ohne Freude ist!“

Hier schwieg die Unglückliche — denn Archibald Hope glaubte sich berechtigt, der äußeren Erscheinung und ihren eigenen Worten nach, die Frau für unglücklich zu halten — und schweigend fuhren sie weiter, bis sie den Bahnhof von Torquay erreichten, wo Archibald Hope der Dame behilflich war, den Wagen zu verlassen, ein Dienst, den sie kaum zu bemerken schien, denn kaum hatte ihr Fuß den Perron betreten, als sie sich auch schon nach allen Seiten umblickte, jedoch Niemand anwesend fand, der sie zu holen gekommen war.

Archibald Hope entging dies nicht, und theilnehmend sagte er:

„Ihre Verwandten oder Freunde scheinen nicht hier zu sein, Madame! Wollen Sie meinen Beistand annehmen —“

„Ich habe weder Freunde noch Verwandte, und will auch Ihren Beistand nicht! Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ antwortete er, wandte sich dann ab, dies eigenthümliche Wesen sich selbst überlassend, und sicherte sich und seinem Gepäc einen Wagen, dessen Kutscher er zurief, ihn nach dem Hotel Royal zu fahren. Gerade in diesem Moment kam eiligst ein anderes Fuhrwerk aus der Stadt, dessen Führer seine Pferde anhiebt und, vom Boock springend, mit lauter Stimme zu Archibald Hope's großem Erstaunen rief:

„Ist Jemand unter den Reisenden, der Kelydale heißt?“

„Ich heiße Kelydale, Mrs. Kelydale“, entgegnete die seltsame Frau, „und bin statt des Herrn gekommen, den Ihr wahrscheinlich holen sollt.“

„Es thut mir leid, Madame, daß ich Euch habe warten lassen“, entgegnete der Kutscher, das schon bereit stehende Gepäc in den Wagen setzend, dem sogleich Mrs. Kelydale folgte, worauf die Fahrt nach der Stadt vor sich ging.

Aber auch der dritte Reisende, der Alte mit dem grauen Haar und der grünen Brille, hatte einen Wagen gefunden, und obgleich er anfänglich seinem Kutscher den Befehl ertheilt, ihn ebenfalls nach dem Hotel Royal zu bringen, gebot er diesem jetzt, unter Beifügung eines guten Trinkgeldes, dem letztangekommenen Wagen zu folgen, und genau darauf zu achten, wo die Dame in dem grauen Regenmantel aufsteigen werde.

„Wer hätte gedacht, daß ich sie hier treffen würde“, sagte halbamt Alphonse Villard, einen Augenblick seine grüne Brille abnehmend. „Vielleicht sind sie Alle am Tode meines armen Freundes schuldig, und ich bin dazu ausersehen, dies zu entdecken und ihn zu rächen! —“

### Drittes Kapitel.

#### Mrs. Kelydale.

Der Wagen, welchen Mrs. Kelydale bestiegen hatte, schlug den Weg links von der Stadt ein, der an der See entlang zu den Wohnungen und Villen führt, welche gewöhnlich von den Badegästen eingenommen werden. Vor einer der letzteren hielt der Kutscher an, und verkündete der Reisenden, daß sie zur Stelle sei. Mrs. Kelydale stieg aus, näherte sich der hohen Steintreppe, stand aber plötzlich still, unentschlossen, ob sie die Wohnung von Sir William, dem Vater ihres Gatten, betreten solle. Endlich faßte sie sich ein Herz, ging langsam die Stufen hinan und wollte eben die Hand an die Glocke legen, als die große Eingangsthür geöffnet ward, und ein älterer, grämlich aussehender Mann vor ihr stand.

„Guten Abend, Job“, sagte sie zu diesem. „Seld Ihr ebenfalls mit Sir William hier?“

„Natürlich!“ entgegnete dieser, der ungewöhnlich ernst war. „Guten Abend, Mrs. Kelydale!“

„Ist Sir William sehr krank?“ lautete die nächste hastige Frage.

„Ja, sehr krank — unheilbar! Weshalb auch hat er sich überreden lassen, hierher zu gehen? Die Reise ist zu viel für ihn gewesen!“

Bei diesen Worten hatten sie ein äußerst elegant aus-

gestattetes Wohngemach erreicht. Job öffnete die Thür desselben und sagte, Mrs. Kelydale eintreten lassend:

„Bleibt hier, ich will melden, daß Ihr gekommen seid, und nicht Mr. Richard, den Beide erwartet haben. Wo ist er? Weshalb kann er nicht hier sein?“

„Mein Gatte war nicht zu Hause“, antwortete sie kurz, denn sie mochte den ihr gegenüber nicht geziemenden Ton des alten Dieners rügen wollen.

„Wo mag er sein, gerade jetzt, wo Sir William, was noch nie geschehen, ihn zu sehen verlangt, vielleicht gar zum letzten Male?“

Ohne seine Frage zu beantworten, entgegnete Mrs. Kelydale:

„Zeigt Miß Eleanor an, daß ich hier bin, Job!“

Dieser schien dazu noch nicht geneigt, sondern hatte in der That die Absicht, die Abwesenheit von Sir William's einzigem Sohne nochmals zu tadeln, als die Thür geöffnet ward und dessen Tochter eintrat. Ein einziger Blick überzeugte sie, daß ihr Vater nicht erschienen und, ihrer Stiefmutter die Hand reichend, sagte sie traurig:

„Er ist also nicht gekommen?“

„Nein, und ich kann auch nicht sagen, wo er sich augenblicklich aufhält! Ich hielt es für besser, Dir dies selbst mitzutheilen, als es zu schreiben, und hoffe, Sir William wird sich freuen, mich zu sehen, und mir seine Wünsche mittheilen.“

„Ich glaube kaum“, erwiderte, traurig das Haupt schüttelnd, Eleanor Kelydale.

„Er berief mich doch ebenfalls hierher“, sagte gereizt ihre Stiefmutter. „Weshalb sollte er mir zürnen, da ich ihm nie ein Leid zugefügt?“

„Er zürnt jetzt Niemandem, dem Himmel sei Dank dafür!“

Eleanor barg bei diesen Worten ihr Haupt in den Händen.

„Ist er wirklich so krank? Haben ihn die Aerzte aufgegeben?“

„Ja, es ist keine Hoffnung mehr! — Er wird sterben und mich allein in der Welt zurücklassen!“

„Allein, Eleanor? Bin ich nicht da? Hast Du nicht Sir Richard, Deinen Vater, Deinen Beschützer?“

Eleanor zuckte zusammen, als sie den künftigen Titel ihres Vaters nennen hörte, und erwiderte schmerzlich:

„Er allein war mir ein Freund und hat nach meinem Glücke gestrebt!“

„Aber Du kennst mich nicht, Eleanor, auch ich vermag Deine Freundin zu sein — versuche es nur!“

Miß Kelydale wollte antworten, wandte sich jedoch dem noch anwesenden Job zu und sagte:

„Job, melden Sie Sir William, daß Mrs. Kelydale angekommen ist.“

Dieser entfernte sich, stieg die Treppe zu dem oberen Stockwerk hinan, und stand lauschend einige Sekunden an einer Thür. Als er anhaltendes Husten in dem Zimmer hörte, trat er leise ein und näherte sich dem Bett, in welchem, von Kissen aufrecht gehalten, der alte Baronet ruhte, dem man auf den ersten Blick ansah, daß seine Tage gezählt seien. Seine Augen hefteten sich auf den alten treuen Diener, dessen so vertrautes Angesicht ihm etwas Besonderes verkünden mochte, denn er fragte:

„Was giebt es, Job? Ist er gekommen?“

„Nein, Mrs. Relydale ist da, Sir William.“

„Weshalb nicht er selbst? weshalb nur seine Frau?“ fragte der Kranke, dessen Mienen die größte Enttäuschung aussprachen.

„Ich hörte sie sagen, daß Mr. Richard auf Reisen ist.“

Der Greis antwortete nicht sogleich, sondern war offenbar mit ernstern, traurigen Gedanken beschäftigt. Nach einer längeren Pause sagte er:

„Job, geht zu Miß Eleanor und sagt ihr, daß ich Mrs. Relydale zu sehen wünsche, sobald diese zu Abend gegessen hat.“

„Sie wollen also noch nicht schlafen, Sir William?“ fragte Job, dem dieser Auftrag nicht zu behagen schien.

„Noch nicht!“

Job ging, die ihm im Interesse seines kranken Herrn nicht zusagende Bestellung auszurichten, und kaum hatte Mrs. Relydale vernommen, daß Sir William sie zu sehen begehre, als sie von ihrem Sitze aufsprang und hastig sagte:

„Ich gehe jetzt sogleich, Eleanor, es braucht für mich kein Abendessen hergerichtet zu werden, ich genieße zu dieser Stunde keine Speisen mehr.“

Schnell legte sie Hut und Mantel bei Seite, ordnete Einiges an ihrem einfachen Anzuge, und trat dann zu ihrer Stieftochter. Diese, wohl einsehend, daß die von ihr so gesürchtete Unterredung doch nicht zu hindern sei, ging ihr voran, und bald standen Beide in dem Krankenzimmer.

Mrs. Relydale näherte sich dem Bett des Mannes, der so lange sie und ihren Gatten von sich entfernt gehalten hatte.

Schweigend, aber zugleich forschend, ruhten Beide Blicke einige Sekunden auf einander, dann sagte der Baronet mit schwacher Stimme:

„Sie also sind Richard Relydale's zweite Gattin? Es freut mich, daß Sie jetzt gekommen sind. Warum aber ist er selbst nicht auch erschienen?“

„Er ist auf Reisen, und ich weiß nicht, wo er sich aufhält“, entgegnete sie, mit einigem Zögern ihre Hand in die des Greises legend, die er ihr entgegenstreckte.

„Er ist wohl oft vom Hause abwesend?“ fragte Sir William, und betrachtete nicht ohne Neugier die fast abschreckend häßliche Frau, die vielleicht in einigen Tagen schon Lady Relydale werden sollte.

„Ja, aber nie zu seinem Vergnügen, stets in Geschäften!“

„Es freut mich, das von ihm zu hören, doch nehmen Sie Platz.“

Mrs. Relydale folgte dieser Aufforderung ihres Schwiegervaters, und dieser fuhr, zu seiner Enkelin gewandt, fort:

„Laß uns allein, Eleanor, ich habe mit der Frau Deines Vaters zu sprechen. Sie nimmt hier meine Stelle ein, denn er fürchtet sich, mir gegenüber zu treten.“

„Nein, Großvater, wahrlich, er fürchtet sich nicht — —“

„Du glaubst also, daß er nicht kommen konnte? Nun, es mag sein, ich wenigstens will es glauben, will das Beste von ihm glauben, wäre es auch nur um Deinetwillen, die stets das Beste von ihm geredet!“

Unter heißen Thränen, die sie nicht zurückhalten vermochte, küßte Eleanor Relydale ihren kranken Großvater und verließ dann weinend das Zimmer.

## Viertes Kapitel.

### Sir William und seine Schwiegertochter

Lange und geduldig harrte Mrs. Relydale am Bette ihrer Schwiegervaters einer Anrede; lange schon hatte sich die Thür hinter der von ihm so geliebten Enkelin geschlossen, und immer noch betrachtete er prüfend die Frau, die sich dazu verstanden, seines Sohnes zweite Gattin zu werden.

Endlich jedoch sagte er:

„Sind Sie glücklich mit meinem Sohne Richard? Haben Sie keine Klage über ihn zu führen?“

„Ich bin nach meinen Begriffen glücklich, und habe mich über nichts zu beklagen!“

„Er ist also ein zärtlicher, liebevoller Gatte, oder wollen Sie mich dies nur glauben machen?“

„Ich wiederhole nochmals, daß ich zu seinem Nachtheile nichts sagen kann! — Er besitzt, wie Andere, seine Fehler, einige davon hat er schon abgelegt — —“

„Arme Frau!“ unterbrach sie Sir William.

Sie blickte ihn einen Moment an, als ob sie sein unbegehrtes Mitleid zurückweisen wolle, besann sich jedoch, machte sich mit ihrem Arbeitsbeutel zu schaffen, den sie nicht aus den Händen gelassen, und wartete geduldig seiner weiteren Worte.

„Richard Relydale“, begann der Kranke nochmals, „hat, wenn ich recht vernommen, eine reiche Frau geheiratet.“

„Ich habe allerdings ein nicht unbedeutendes Vermögen besessen.“

„Und er hat Alles verbraucht — durchgebracht?“

„Nicht Alles, doch das Meiste“, lautete die ruhige Antwort.

„Ich hätte ihn gern noch einmal gesehen“, fuhr Sir William fort, „um vor meinem Ende Frieden mit ihm zu schließen, und ihn aufzufordern, meiner Liebe für sein Kind stets eingedenk zu sein. Vielleicht hätte er meinen letzten Worten Gehör geschenkt, und diese in seinem Herzen Neue über die Vergangenheit geweckt. Sind Sie nicht auch dieser Ansicht?“

Da ihre Antwort nicht sogleich erfolgte, wiederholte er seine Frage lauter, als zuvor, und sie entgegnete kalt und ruhig:

„Was nützt es Ihnen, Sir William, wenn ich Ihnen am Ende Ihres Lebens noch eine Lüge sage?“

Diese Worte bewirkten eine plötzliche Veränderung im Angesicht des Kranken; seine Züge nahmen einen harten, finstern Ausdruck an, und sein Auge flammete noch einmal zornig auf, als er entgegnete:

„Sie haben recht, Mrs. Relydale. Eine Lüge Ihrerseits würde mir nicht nützen.“

„Vielleicht hätte Ihr Sohn wohl eine augenblickliche Neue gezeigt, allein Sie kennen ihn und seine Sünden besser noch, als ich, und wissen auch, wohin diese ihn geführt haben!“

„Ja, ja, ich weiß es; leider nur zu gut!“

„Weshalb sollte ich Sie da zu täuschen suchen? Etwa um Sie zu seinen Gunsten zu stimmen?“

„Sie sind eine seltsame Frau“, entgegnete der Kranke mit einem Blick voll Neugier und Interesse auf das häßliche

„Angesicht, fürchten Sie nicht, durch Ihre Aufrichtigkeit Ihrer und Ihres Vaters Zukunft zu schaden?“

„Mir ist es durchaus gleichgiltig, was sie ihm hinterlassen. Ich habe nie den Werth des Geldes gewürdigt, und es hat Sie und die Ihrigen auch nicht glücklich gemacht!“

„Die Relydale's sind kein glückliches Geschlecht, und alle Reichthümer der Welt vermögen ihre Herzen nicht zu erfreuen. Ihnen aber könnte Reichthum Glück und Freude bereiten, Ihnen, die ich nicht begreife, noch verstehe.“

„Lassen Sie mich daher, Sir William, und denken Sie nur an den Auftrag, den ich Ihrem Sohne überbringen soll, Ihrem Sohne, der mich bald zur Lady Relydale machen wird! — Wunderbar! Fast unglaublich!“

„Und zur Gefährtin meiner armen Elley! — Werden Sie ihr eine Freundin sein, Mrs. Relydale?“

„Ja, so lange ich kann! Dennoch hoffe ich, daß sie sich bald verheirathen wird, um aus meinem und seinem Bereich zu kommen!“

„Schweigen wir jetzt von ihr, deren Zukunft mich kaum zur Ruhe kommen läßt“, sagte Sir William mit einem Blick voll Mißtrauen auf seine Schwiegertochter, „und hören Sie meine letzten Worte, die Sie meinem Sohne sagen sollen, sobald die Nachricht meines Todes ihn nach Aver Court führt.“

#### Fünftes Kapitel.

#### Die letzte Botschaft.

„Sagen Sie ihm“, begann der Greis, während Mrs. Relydale eifrig lauschend ihr Haupt vorbeugte, „daß ich keinen Groll mehr gegen ihn empfinde, sondern ihm meine vollständige Vergebung zusichere. Wissen Sie, was das heißt? Kennen Sie seine Geheimnisse?“

„Ich weiß Alles!“

„Von ihm selbst?“

„Von Mr. Maurice Hope, seinem Freunde“, entgegnete sie in ironischem Tone, „der alle seine Geheimnisse entdeckt hat. Er hat, als Vormund mit Ihnen über das Vermögen, welches Eleanor von ihrer Mutter geerbt, Ihren Namen gefälscht, und so seine Tochter einer Summe von zehntausend Pfund beraubt.“

„Wissen Sie auch das Ende dieser traurigen Geschichte, Mrs. Relydale?“

„Ich weiß, daß Sie Ihren Sohn seitdem nicht gesehen, daß Sie seine Einwilligung erzwungen, die Waldungen von Carrisford für zehntausend Pfund zu verkaufen, wodurch Sie das Vermögen Ihrer Enkelin wiederum vervollständigt haben.“

„Ich sehe, Sie sind genügend unterrichtet“, sprach Sir William gemessener, als bisher, „und ich verlange von Ihnen, wie ich es von meinem Sohne verlangt habe, Eleanor diese traurige Angelegenheit zu verschweigen. Welche Meinung sie auch von ihrem Vater haben mag, sie hat noch immer versucht, an seine Ehrenhaftigkeit zu glauben!“

„Haben Sie mir noch mehr zu sagen, Sir William?“ fragte Mrs. Relydale, denn es war eine peinliche Pause eingetreten. „Ich bin von meiner langen Tagereise ermüdet,

und beabsichtige, schon morgen wieder nach London zurückzukehren.“

„Weiben Sie noch hier — bis mein Tod erfolgt — bis mein Leiden begänzlich vorüber ist. Ich habe den Wunsch ausgesprochen, hier ein Grab zu finden, und nicht in jenem düsteren Gewölbe beigesetzt zu werden, in dem daheim die Relydale's ruhen. Wenn Alles vorüber ist, begleiten Sie Eleanor nach Aver Court zurück.“

„Wenn Sie es wünschen, will ich bleiben, Sir William.“

„Ja, ich wünsche es, denn Sie könnten auch Elley in meiner Pflege beistehen.“

Ohne ein Wort der Erwiderung erhob sich Mrs. Relydale, um sich für den Abend zurückzuziehen, denn aus vielen Gründen sagte ihr die Unterredung mit ihrem Schwiegervater nicht zu, als die Thür geöffnet ward, Job eintrat, und in wenig ehrerbietigem Tone zu der Schwiegertochter seines Herrn sagte:

„Kommt mit mir, es ist unten ein Gentleman, der nach Euch fragt!“

„Nach mir? Ich kenne Niemand in Torquay — —“

„Er will Mrs. Relydale, die Dame, mit der er gereist ist, sprechen.“

„Es ist doch nicht Mr. Relydale, Job?“ fragte, dicht an diesen herantretend, flüsternd die seltsame Frau.

„Nein, nein, er hat keine Spur von Ähnlichkeit mit ihm!“ entgegnete der alte Diener fast verächtlich.

Mrs. Relydale schien unentschlossen; sie hatte offenbar keine große Lust, zu dem Fremden hinabzugehen, als nochmals die Thür geöffnet ward und Eleanor erschien, welche Erstere sogleich forschend betrachtete.

„Es ist ein Fremder da, der mit Ihnen die Reise nach Torquay gemacht hat“, sprach das junge Mädchen. „Er will morgen früh weiter fahren und wünscht Sie vorher zu begrüßen.“

„Wer er nur sein mag?“ fragte mit einiger Aufregung die sonst so ruhige Mrs. Relydale. „Begleite mich, Eleanor; ich möchte nicht allein in diesem fremden Hause und zu dieser Stunde zu einem Fremden gehen!“

Das junge Mädchen ging auf diese Bitte ein, und Beide verfügten sich in das Wohngemach, wo ihnen der Fremde entgegentrat und in gebrochenem Englisch sich entschuldigte, Mrs. Relydale zu so später Stunde noch zu stören.

„Monsieur Villarb!“ rief diese höchlichst überrascht in französischer Sprache. „Sie hier in England?“

„Ja, auf einer kurzen Reise — eine Art Vergnügungstour!“

Mrs. Relydale blickte auf ihre Stieftochter und sagte mit kaum merklichem Zögern:

„Dieser Herr ist ein Freund Deines Vaters, Eleanor, und meine Aufregung ist ganz ohne Grund gewesen. Laß mich Dich daher nicht hindern, zu Deinem Großvater zurückzugehen.“

(Fortsetzung folgt.)

# Der Thierbändiger.

Novelle von Carl Dastrow.

(Fortsetzung.)

Unter den Klängen einer lebhaften Polka ging endlich der Vorhang in die Höhe. Das Publikum sah den ungeheuren Zwinger auf der Bühne stehen, in welchem sich eine Löwin mit ihren bereits ausgewachsenen Jungen, vier an der Zahl, befand. Nur wenige Sekunden vergingen. Dann trat mit raschem, elastischem Schritte der Besitzer der Menagerie herein.

Wie immer die wechselnden Thiercharaktere das Publikum entzückt haben mochten, die Hauptfigur blieb doch der Mensch, dessen scharfer, überlegener Verstand sie beherrschte. Lorenzo Amaranti wurde mit einem Beifallssturm empfangen. In den Zügen vieler Damen gaben sich Schwärmerei und Begeisterung zu erkennen.

Der junge Mann verdiente diese Auszeichnung. Man mochte nicht leicht ein edler geschnittenes, idealeres Antlitz finden. Es lag eine Mischung von Kühnheit, Stolz und Gutmüthigkeit in den von südllicher Färbung angehauchten Zügen, in welchen sich überdies die Erfahrung eines reichen Lebens und jene Bereittheit des Geistes wieder spiegelte, ohne welche selbst ein den strengsten Schönheitsregeln entsprechendes Antlitz schaal und nüchtern erscheint.

Seine Haltung war weltmännisch ungezwungen und sicher. Man erkannte auf den ersten Blick den Mann von Erziehung. Ruhig trat er in den Vorraum des Käfigs, schob sorgfältig den Riegel vor und befand sich gleich darauf mitten unter den Bestien.

Mit dumpfem Gebrüll empfingen sie den Gebieter. Furchtlos und fest den Blick auf sie gerichtet, hob er die Peitsche. Sie sank im nächsten Augenblick leicht auf den Rücken der Löwin nieder, die in einer Ecke des Käfigs zusammengekauert lag. Wie im Born machte das Thier einen Versuch, sich auf den Hinterbeinen zu erheben, aber ein erneuter Hieb zwangte es in seine ursprüngliche Lage zurück. Blitzschnell, hageldicht fielen jetzt die Hiebe auf die jungen Löwen nieder. Im wilden Galopp durchstürmten sie den engen Raum des Käfigs, bis die hochgehaltene Peitsche ihres Peinigers ihnen Einhalt gebot.

Wie auf ein geheimnißvolles Commando knieten sie plötzlich nieder, die Köpfe an die Erde gebückt. Amaranti stieg auf den Rücken des kleinsten der Löwen. Das Thier erhob sich langsam und vorsichtig, es war, als wollte es jede Gefährdung des Standpunktes seines Herrn sorgfältig vermeiden.

Amaranti legte sich rittlings auf den zweiten Löwen. Dieselbe Vorsicht und Behutsamkeit. Er lehnte sich an die Mähne des dritten, schloß die Augen und stellte sich schlafend. Der Löwe rührte sich nicht und seine Gefährten schmiegteten sich leise an den Schläfer, als wollten sie ihn mit ihren Leibern vor der nächtlichen Kühle schützen. Der Italiener streckte in jeden der entsetzlichen Rachen seinen rechten Arm, aber eher hätte ein Frosch einen Sperling verschluckt, als daß ein Zahn sich in den Mäulern der Löwen bewegt hätte. Die leisen

Winke und Befehle, nur mit leichten Peitschenbewegungen angedeutet, wurden gleichmäßig und schnell vollzogen.

Die Löwen stellten sich todt, erhoben sich auf den Hinterbeinen, gaben die rechte und die linke Laze, liefen auf drei und zwei Füßen in dem Zwinger umher, wälzten und kugelten sich und führten unter einander mit entsetzlichem Gebrüll Kämpfe auf, derartig ernst, daß manchem Zuschauer das Herz im Leibe erstarren wollte. Immer und immer wieder aber riß die Peitsche des jungen Bändigers sie in die Schranken der Unterwürfigkeit zurück. Gehorsam duckten sie sich zu seinen Füßen, wenn die sehnigen Lederstreifen auf sie niedersausten. Oft genügte nur der besondere Ausdruck seines Auges, um sie dasjenige thun zu lassen, was der Gebieter gethan haben wollte.

Zum Schluß rechte das größte und stärkste der Thiere sich auf den Hinterbeinen empor, wobei es die Vorderpranken auf die Schultern des jungen Mannes legte und den unförmlichen Rachen weit aufsperrte. Amaranti steckte den schwarzen Lockenkopf zur Hälfte hinein und verharrte in dieser Stellung eine volle Minute.

Der Beifallssturm des Publikums schwoll zum donnernden Orkan an. Der junge Mann verließ rückwärts gehend und die Bestien fortwährend im Auge behaltend den Käfig, schob sorgfältig die schweren eisernen Riegel vor und trat durch den Vorraum hinaus.

Dreimal verneigte er sich vor dem lebhaft applaudirenden Publikum. Dann verließ er den Circus, aber das Klatschen und Bravorufen wollte lange kein Ende nehmen. Noch einige Male wurde der junge Held gerufen, ein Blumenkranz fiel zu seinen Füßen nieder und der Abend war bereits weit vorgerückt, als der Tumult sich endlich legte und die Menge dem Ausgange zustrebte.

Auch die Rathsfamilie befand sich auf dem Heimwege. Die derselben befreundete Familie des Kreisgerichtsdirectors Nauendorf, welche ebenfalls der Vorstellung beigewohnt hatte, schloß sich unterwegs an. Der Director war ein großer hagerer Mann mit schneeweißem Haar und grauem Schnurr- und Backenbart. Seine Gattin, nur um wenige Zoll kleiner als er, mochte sich in der Mitte der Fünfziger befinden. Die tiefen Falten des mageren gelblichen Gesichts erzählten von einer längst verschwundenen Blüthezeit. Sie erschien unter den Bogen von Spitzen, farbigen Blumen und Goldschmuck wie eine verwitterte Ruine mit dem Blüthenschmuck des Sommers überkleidet.

Der Sohn des Paares, ein junger Mann mit goldener Brille, dichtem Backen- und elegant gedrehtem Schnurrbart, welcher im Ressort seines Vaters als Referendar arbeitete, war mit einer zierlichen Verbeugung an die jungen Damen herangetreten. Die blonde Agnes hatte ihn erst wahrgenommen, als Rosalie ihr mit einem leichten Druck auf den Arm in's Ohr raunte: „Dein Zukünftiger, Agnes!“ Dann war

sie leicht zusammengeschrückt, hatte sich aber schnell gefaßt und den Ankömmling mit kühler Freundlichkeit begrüßt.

Dieser wollte soeben die Unterhaltung mit einer auf das geübte Amüsament bezüglichen Frage einleiten, als die Directorin sich umwandte und den Sohn mit den Worten zu sich berief:

„Lieber Oskar, ich bitte um Deinen Arm!“

Die beiden alten Herren waren vorausgeschritten. Agnes athmete tief auf und flüsterte:

„Wie gut, daß wir den Schwäger los sind!“

Rosalie schaute überrascht in das Antlitz der Cousine, auf welches soeben der volle Schimmer des langsam emporsteigenden Vollmondes fiel. Es hatte einen überaus ernsten, sinnenden Ausdruck angenommen.

„Nun, Agnes, das finde ich recht sonderbar! Du wußtest die Vorzüge des Referendars, seine Belesenheit, sein schönes Organ, seine ausgezeichnete Technik im Klavierpiel, seine gesammten geselligen Talente sonst nicht genug zu loben.“

„Ich bin anderer Ansicht geworden, liebe Rosalie! Ich finde Oskar Nauendorf oberflächlich, fade, überspannt und im hohen Grade langweilig!“ —

„Man behauptet allgemein in Damentreisen, daß er einer der interessantesten jungen Männer unserer Stadt ist,“ versetzte die Freundin lächelnd.

„Ja, aber es sind gewöhnliche Frauen, die das behaupten, liebe Rosalie! Frauen, bei denen ein leidliches Gesicht und eine schlankte Figur Alles gelten, die leichtes Salongeschwätz für Bildung des Geistes, liebloses Herziehen über Freunde und Bekannte für Weltkenntnis, lächerliche gedehnte Eitelkeit für Selbstbewußtsein nehmen. O, wir haben in unserer Stadt an dergleichen Frauen keinen Mangel.“

„Und Du, Agnes, rechnest Du Dich zu den außergewöhnlichen Damen-Erscheinungen?“ fragte Rosalie, indem es spöttisch um ihre Mundwinkel zuckte.

„Insofern ich außergewöhnliche Eigenschaften von dem Manne fordere, der sich mir mit einer Werbung naht — gewiß!“

„Und darf man fragen, worin diese außergewöhnlichen Eigenschaften bestehen?“

„Zunächst verlange ich die volle Kraft und Reinheit einer unentweiheten Jugend, dann einen reichen, gebildeten Geist, endlich ein glühendes, lebhaftes Naturell. Der Mann, dessen Thaten die Welt erfüllen, soll mir gegenüber der feurigste Liebhaber, in unserem Hause der zärtlichste Familienvater sein!“

„Ah — bah! und wo gedenkst Du einen solchen Phönix zu finden?“ forschte die Begleiterin, aus deren dunklen Augensternen ein feindseliger Strahl zu der Sprecherin hinüberflog. Hatte doch die sonst so harmlos und kindlich scheinende Agnes in ihrer Offenherzigkeit alles das ausgesprochen, was in ihrer eigenen Seele geheimnißvoll und ihr selbst unbewußt mit den Jahren herangereift war.

„Ach, Kind! die großen und starken Männer mit den weichen Herzen sind nicht allzu selten!“ rief Agnes heiter. „Man muß sie nur zu suchen verstehen!“

Die Unterhaltung war zuerst im Flüstertone geführt worden. Bei den letzten Worten wandte der Referendar sich um. Die Mädchen schlugen ein anderes Thema an.

Man stand bald vor dem Hause des Deconomierathes. Die Rätbin bat die Herrschaften, einzutreten und den Thee mit ihnen einzunehmen. Nach kurzer Frist saß man in dem

hellerleuchteten Salon vor dem gedeckten Tisch. Der Thee wurde herumgereicht und die Unterhaltung nahm einen lebhaften Charakter an.

Die beiden Familien-Oberhäupter hatten auch jetzt die Politik zum Gegenstand ihres Gespräches gemacht, während die Damen und der Referendar die in der Menagerie gemachten Wahrnehmungen erörterten.

Daß Lorenzo Amaranti ein sehr hübscher junger Mann sei, wurde allseitig zugestanden; doch über seinen Charakter, seine Besitzthümer gingen die Ansichten auseinander.

„Ob es wahr sein mag, daß es nur der Blick seines Auges ist, womit er die Thiere bändigt?“ fragte die Deconomierätbin.

„Die Behauptung ist absurd, meine liebe Deconomie-Commissionsrätbin,“ belehrte die Kreisgerichts-Directorin. „Auge ist Auge und die Behauptung, daß das wilde Thier das Menschenauge fürchte, eine leere Redensart. Der Herr Amaranti hat die Thiere von Jugend auf gezähmt und mit der Peitsche gezwiebelt. Das ist's!“

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, theure Mama!“ bestätigte Oskar.

„Ich indessen nicht, meine Herrschaften!“ nahm Agnes mit blinkenden Augen und leichtgerötheten Wangen das Wort.

„Ich behaupte, daß der junge Italiener ein außerordentlich starker und gewandter Mensch ist, und daß die stählerne Elasticität und Kraft seiner Muskeln sich in seinem Auge offenbart und die wilden Thiere erzittern macht.“

Die Directorin sah mit forschendem und zugleich erstauntem Blick auf die erregte Sprecherin. Auch Rosalie schien von dem exaltirten Wesen der sonst so schüchternen Cousine überrascht. Die Rätbin über sah Alles mit dem gewohnten ihr eigenen Scharfblick und versetzte ablenkend:

„Es mag sein, daß mancher Mensch ein gewisses Etwas in seinem Antlitz hat, vor dem dieses oder jenes Raubthier sich scheut. Daß dieser Umstand indessen gerade bei unserem Menageriebesitzer zutreffen sollte, will mir nicht einleuchten. Ueberhaupt erscheint dieser Herr Amaranti aus Palermo mir ziemlich unbedeutend und des vielen Aufhebens nicht werth, das man seinetwegen macht! Er nennt sich einen Löwenhändiger, aber mein Gott, er ist ja nicht der einzige seiner Art. Jede Kunstreiter-Gesellschaft hat dergleichen Leute aufzuweisen.“

„Inmerhin eine sehr zweideutige Persönlichkeit,“ fuhr die Directorin, die gefüllte Tasse zum Munde führend, fort, wobei sie jedoch die runden grauen Augen scharf auf das Antlitz der Rathstochter gerichtet hielt.

„Warum, wenn er so reich ist, wie man sagt,“ fuhr die Directorin fort, „reißt er mit seinem Gethier in der Welt herum, anstatt daheim bei seiner Frau zu bleiben?“

Ein triumphirendes und zugleich giftiges Lächeln zuckte über ihr Antlitz. Sie hatte bemerkt, wie Agnes bei dem Worte Frau zusammengeschrückt war.

„So? Er ist also verheirathet?“ warf die Rätbin in gleichgültigem Tone hin.

„Man sagt so,“ berichtete die Erzählerin weiter. „Er soll ein reizendes Palais auf der Piazza marina in Palermo sein eigen nennen, mit Kostbarkeiten aller Art. Und seine Frau soll ein wahres Muster italienischer Schönheit sein.“

„Sonderbarer Kerl!“ schnarrte der Referendar, „hat ein schönes Haus, ein liebenswürdiges Weib, ist reich wie ein Krösus und begiebt sich allabendlich in eine Löwengrube.“

„Nennt das schönste Land der Erde seine Heimath und unterzieht sich allen den Mühseligkeiten und Beschwerden des Herumreisens in unserem kalten Norden.“

„Vielleicht sagt ihm das ernste, ruhige und gefestete deutsche Wesen mehr zu, als der heißblütige und nicht selten wankelmüthige italienische Charakter,“ meinte Rosalie lächelnd.

„Mein liebes Kind!“ nahm die Directorin in belehrendem Tone das Wort, „ein verheiratheter Mann hat vor allen Dingen die Pflichten gegen seine Familie zu erfüllen und erst wenn er diesen Pflichten genügt hat, darf er sein Stedenpferd tummeln. Und in der That — diese Menagerie, mit welcher der Herr Amaranti von Ort zu Ort reist, — was ist sie weiter, als das Stedenpferd des jungen Mannes? Wankelmüthig sagen Sie. Nun ja, seine Gattin soll sich sehr über den unsteten, wankelmüthigen Charakter ihres Gatten härmeln!“

„Aber —“

„Kein Aber, Fräulein Romberg. Die Einnahmen, welche dem flüchtigen Italiener durch seine Menagerie erwachsen, stehen in keinem Verhältniß zu seinem Vermögen, das eine fabelhafte Höhe erreicht haben soll. Warum verkauft er das Gethier nicht und lebt daheim glücklich mit Weib und Kind?“

„Man kennt ja die Verhältnisse nicht, Frau Kreisgerichts-Director!“

Agnes machte sich mit Abräumung des Theegeschirres zu thun.

„O, man kennt sie wohl! man ist nur zu tactvoll, um darüber zu sprechen!“ versetzte die Directorin mit einem bedeutungsvollen Blick.

„Vielleicht würde der Vater unserer Stadt, der Herr Oberbürgermeister Stettler, darüber Auskunft geben können,“ nahm Oskar das Wort, „Herr Amaranti soll ja ein gern gesehener Gast in seinem Hause sein.“

„So?“ fragte Frau Nauendorf, „das wußte ich bisher noch nicht. Wie hat sich das gemacht?“

Der Referendar zuckte die Schultern.

„Weißt Du etwas Näheres darüber, Mann?“ wandte die Fragerin sich an den Director, welcher gerade in einer Pause seiner mit dem Rathe gepflogene Unterhaltung begriffen war.

„Nun — ja!“ antwortete dieser, „die Sache ist ja natürlich! Herr Amaranti hat die Erträge der beiden ersten Vorstellungstage zum Besten der hier wohnhaften Wittwen und Waisen aller derjenigen Wehrleute zur Verfügung gestellt, welche im letzten Kriege gefallen sind. Auch die Invaliden in unserer Stadt sind mit namhaften Summen bedacht worden.“

„A — a — h!“ klang es von verschiedenen Seiten. Die Tassen der zarten Tochter des Hauses geriethen in's Klappern und die Directorin, unfähig, ihren inneren Groll länger zu bemeistern, rückte ungeduldig mit dem Stuhl, als Rosalie ironisch sagte:

„Es scheint also, als würde das Stedenpferd zu höchst edlen, patriotischen Zwecken geritten.“

„Der Amaranti ist auch sehr reich,“ fuhr Nauendorf fort, „und seine Mutter eine sehr würdige alte Dame. So mag es wohl zum guten Ton gehören, ihn bei sich zu sehen.“

„Gewiß, gewiß!“ nickte der Rath zerstreut.

Agnes hatte das Zimmer verlassen.

Eine lange Pause trat ein. Die Harmonie der Gesellschaft war gestört. Die Director-Familie schickte sich zum

Aufbruch an und man verabschiedete sich unter Complimenten, die um so kühler klangen, in je höflicherem und freundlicherem Ton sie gegeben wurden.

Frau Nauendorf hatte den Arm ihres Sohnes genommen, der in sorgloser Ruhe neben ihr herschritt und sich an dem Genuße einer guten Havannah-Cigarre erfreute, welche der alte Rath ihm kurz vor seinem Scheiden aufgebracht hatte. Der Kreisgerichts-Director folgte in geringer Entfernung.

„Ich muß Dir nur sagen, lieber Oskar,“ hub die Directorin endlich an, „daß ich mich einigermassen über Dich wundere!“

„Ueber mich, theure Mama?“ fragte Oskar mit ungeheurem Erstaunen, „ich gestehe Dir offen, daß ich den Grund hiervon nicht einsehe.“

„Ja, ja! Du bist ein Muster von Kurzsichtigkeit und Beschränktheit!“ schalt die Mutter. „Ist Dir denn gar nichts aufgefallen bei Commissionsraths?“

„Nichts, liebe Mama, gar nichts!“ behauptete der Referendar. „Wir sprachen von dem Thierbändiger. Das hatte aber seine Berechtigung, da wir ja sämmtlich gesehen hatten, wie der drollige Kauz in den Kästen ging und seine Löwen maltrairte. Gleichwohl räume ich gern ein, daß mir ein anderes Thema der Unterhaltung lieber gewesen wäre.“

„Und die Kälte, welche Fräulein Agnes, die wir mit Zuversicht bald als Deine Verlobte zu begrüßen gedachten, Dir bewies?“

„Nun ja, beste Mama, ein wenig fremd und zurückhaltend kam sie mir vor; das mag in einer momentanen Laune seinen Grund gehabt haben.“

„Und der Eifer, der aus ihren Worten klang, als sie den Thierquäler als einen starken und gewandten Menschen, als einen blühägigen Menageriekönig darzustellen sich bemühte?“

„Nimmt mich nicht Wunder, Mama! Das gesammte Damenpersonal unseres Städtchens ist ja in den Schwarzkopf verliebt. Agnes macht nur die Mode mit. Lange kann doch der abenteuerliche Adonis mit seinen Löwen, Schakalen und Bären nicht mehr hier bleiben und ist er erst fort, so kommt Alles wieder in den alten Zug.“

„Was Ihr doch für Befürchtungen habt, Kinder!“ nahm jetzt der alte Nauendorf das Wort, indem er an die linke Seite seiner Gattin trat, „namentlich Du, Elise!“

„O bitte!“ erwiderte die Ehehälfte, „eine Frau sieht in derartigen Dingen sehr scharf. Ihr Männer seid zu kurz-sichtig. Der alte Deconomie-Rath läßt seinen Töchtern bei ihren Wahlen für's Leben freie Hand, und die Verlobung mit Oskar ist erst in Aussicht genommen. Was Oskar verliert, wenn dieser Goldfisch ihm entgeht, liegt auf der Hand. Seine Studien haben viel Geld gekostet, unser Vermögen ist auf ein Minimum reducirt. Was sollen die Mädchen dereinst anfangen, wenn wir ihnen Alles entziehen?“

Der Kreisgerichts-Director wurde nachdenkend.

„Aber Du meinst doch nicht im Ernst, daß der Menageriebefitzer unsere Pläne in Betreff Oskar's Verheirathung durchkreuzen werde?“ fragte er.

„Nun — warum sollte er nicht? Er hat mindestens eine halbe Million im Vermögen und die Clarus ist auch nicht arm. Derartige Umstände fallen schwerer in's Gewicht, als ein zweifelhafter Titel und eine unbefestigte Stellung.“

Der Kreisgerichts-Director schüttelte den Kopf.

„Es wäre lächerlich,“ sagte er leise. „Ich traue meinem alten Freunde nun und nimmer zu, daß er einer so thörichten Neigung seiner Tochter nicht mit seiner ganzen väterlichen Autorität entgentreten sollte.“

„Ich habe ein ebenso großes Vertrauen zu der mütterlichen Autorität, lieber Hugo. Wenn indessen ein Mädchen wie die Agnes den Kopf aufsetzt, so geht das nicht ohne gewisse Erschütterungen ab, deren Nachwirkungen sich auch auf unsere Verhältnisse erstrecken könnten.“

„Oskar muß mehr in's Zeug gehen,“ warf der Vater hin, „öfter als bisher Visiten machen, keine Aufmerksamkeiten sparen. Ich habe überhaupt wahrgenommen, daß Du es in diesem Punkte ein Wenig darauf ankommen läßt, Oskar!“

„Bah! glaubst Du denn, Papa, ich würde dem Löwenzwinger das Feld räumen? Uebrigens, Mama, wenn er verheirathet ist, wie Du doch vernommen zu haben behauptest, wo liegt denn da die Gefahr für mich?“

„Es ist dies nur ein Gerücht, mein Sohn! Bestimmtes darüber weiß Niemand!“

„Wenn man den Ober-Bürgermeister fragen könnte,“ meinte Nauendorf nachdenklich, „er ist gewiß von den Verhältnissen der Familie genau unterrichtet.“

Sie standen vor ihrem Wohnhause.

„Warten wir es ab,“ schloß die Directorin leise, indem sie eintraten, „und sehen wir uns vor, daß die Ragen, Füchse, Hyänen und Schlangen uns nicht Unglück bringen. Vielleicht sehe ich zu schwarz, allein das Benehmen der Agnes hat mir an dem heutigen Abend denn doch zu viel zu denken gegeben.“

Die Familie war während dieser Worte in den hell erleuchteten Vorfaal getreten.

Während Oskar sich seines Ueberziehers entledigte und der Rath nach seinem Zimmer schritt, raunte die Directorin ihm zu:

„Ich weiß bereits mehr, als Du und der Vater vermuthen.“

## II.

Agnes hatte eine unruhige Nacht gehabt. Die Bilder des vergangenen Abends hatten sich in ihre Träume gewoben. Gährende Thierriechen, häßliche Schlangenleiber, glühende Augen ließen sie mehr als einmal aus ihrem Schlummer auffahren und bang in die Nacht hinaushorchen. Die wilden verzerrten Thiergesichter trugen in ihrem Gesamtausdruck nicht selten die Züge Desjenigen, der sie mit der Uebermacht seiner physischen und geistigen Kräfte beherrschte. Aber sie wurden dadurch nur entsetzlicher. Nur einmal hatte sich das Bild des jungen Mannes in seiner vollen Reinheit und Klarheit wie ein Geist der Versöhnung aus dem durcheinanderwirbelnden Chaos erhoben und ihre Seele in süßere Träume zu lullen begonnen, dann aber hatte das leise Klirren von Porcellan- und Silbergeschirr sie plötzlich auffahren und die Bemerkung machen lassen, daß der Tag bereits angebrochen sei.

Der reine sonnige Herbstmorgen warf seinen frischen Schimmer in das kleine comfortabel eingerichtete Schlafgemach,

Vor ihrem Bette stand auf einem zierlich geschnitzten Polstertischchen die schneeweiße Kanne, welche den duftenden Moccatrunk enthielt, daneben das Sahnetöpfchen, die Zuckerschale und der vergoldete, mit weichen Dampfbroddchen belegte Kuchenteller. Sie erhob sich, warf ein leichtes Morgengewand über und trat an die Waschoilette, um ihrer Gewohnheit gemäß Antlitz und Hände mit frischem Quellwasser zu kühlen. Ein sinnender Ausdruck gab sich dabei in ihren Zügen kund, der auch, während sie langsam ihr Frühstück zu sich nahm, nicht daraus wich.

Sie genoß nur wenig. Es war, als laße ein Etwas auf ihrer Seele, das sie um jeden Preis los sein wollte. Mit einer Art fieberhafter Hast trat sie in das nebenan befindliche Garderobezimmer, um heute mit größerer Sorgfalt als sonst ihre Toilette zu beendigen. Vollständig zum Ausgehen angekleidet, begab sie sich in das nach der Straße belegene Wohnzimmer. Die Näthin saß, mit einer Stickerie beschäftigt, am Fenster und schaute beim Eintritt der Tochter auf. Es war nichts Ungewöhnliches, daß Agnes in den Vormittagsstunden ausging. Gab es doch Einkäufe zu machen, Musikalien zu wechseln und Freundinnen zu besuchen; allein eine gewisse Unruhe und Zerkahrenheit in dem Wesen der Tochter fielen der Mutter auf.

„Wohin so früh, Agnes?“ fragte sie, ruhig in ihrer Beschäftigung fortfahrend.

„Du wirst Dich wundern, liebe Mama,“ erwiderte Agnes, indem sie an den kleinen Schreibtisch trat und eine Zeichnungsmappe mit Papier und Farbenlisten an sich nahm, „ich habe heute etwas ganz Besonderes vor.“

Die Mutter hob von Neuem den Blick. Es lag zugleich Erstaunen darin.

„Zuerst will ich Rosalie besuchen und sie bitten, mich zu begleiten,“ fuhr Agnes fort. „Wir wollen zusammen nach der Menagerie gehen. Ich beabsichtige nämlich, das Löwenpaar zu zeichnen, das uns gestern eine so köstliche Unterhaltung gewährt hat. Man muß die Gelegenheit benutzen, Mama! wer weiß, wann ich wieder zu einem Paar so ausgezeichnete Modelle gelange.“

Die Mutter nickte, wie von dieser Antwort vollständig befriedigt mit dem Kopfe; allein es lag doch ein eigenthümlich sinnender Zug in ihrem Gesicht, als sie sagte:

„Halte Dich nicht zu lange auf, Agnes! Du weißt, wir wollen noch im Laufe des Vormittags der Frau Kreisgerichts-Directorin Nauendorf einen Besuch machen. Vor aller Dingen warne ich Dich, hübsch entfernt von dem Käfig zu bleiben. Auch darfst Du Dein mille de fleur Flacon nicht vergessen, Du wirst es brauchen.“

„Ich bin mit Allem versehen, liebe Mama!“ sagte Agnes, während sie sich entfernte.

Bald stand sie auf der Straße. Ein halb freudiges, halb sinnendes Lächeln thronte in ihren Zügen, als sie langsam auf der Sonnenseite hinschritt, hier einer am Fenster sitzenden Freundin vertraulich zunickte, dort den Gruß eines Bekannten höflich erwiderte. Nach wenigen Minuten schon hatte sie das elegant gebaute Haus erreicht, in welchem der Vater ihrer Cousine, der Justizrath Romberg, wohnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Flaudereien am Kamn.

### Das zweite Gesicht.

Bekanntlich besteht in Schottland noch heute der Glaube, daß manche Menschen irgend ein Ereigniß der Zukunft deutlich vor sich sähen; man sagt von diesen, sie besäßen die Gabe des zweiten Gesichtes.

Eine tragische Geschichte, die sich hierauf bezieht, ereignete sich in Kllin, einer kleinen Stadt in der schottischen Grafschaft Perth.

Zwei junge Männer saßen dort in dem Wirthshause und frühstückten, als ein wohlhabender Bäcker, Donald mit Namen, eintrat, der, wie es in der Umgegend hieß, die Gabe des zweiten Gesichtes besitzen sollte. Der Mann kannte die beiden jungen Männer schon seit längerer Zeit, deshalb erzählte er ihnen auch das, von dem sein Herz eben voll war. Sein Sohn, ein geachteter Handwerker in einer benachbarten Stadt, hatte ihm eben geschrieben, daß ihm die Tochter eines dortigen Eisenhändlers, Krittison, gefalle, daß er sich mit derselben verheirathen wolle, ihr Vater, ein reicher, aber etwas roher Mann, Nichts dagegen habe und nur erst das Pachtgut Donald's sehen wolle, um sich selbst zu überzeugen, ob Dieser seinem Sohne wohl auch etwas Vermögen mitgeben könne.

Sie sprachen noch von dieser Sache, als ein Fremder, ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit harten Zügen und in ziemlich nachlässigem Anzuge, eintrat, der barsch Frühstück verlangte. Donald, dem die Stimme des Fremden die Nerven zu zerreißen schien, drehte sich langsam um; sein ganzer Körper begann zu zittern, seine Augen wurden stier, seine Stirn bedeckte sich mit Schweiß. Dann stand er rasch auf und eilte nach der Thür zu. Die beiden jungen Männer schritten ihm nach und zogen ihn mit Gewalt wieder zurück.

„Beruhige Dich, Donald,“ sprach der Eine zu ihm; „Du bist ja bei Freunden und keine Gefahr bedroht Dich.“

„Bei Sanct Dunstan!“ antwortete der Bäcker, „ich bin verloren!“ Dann übermannie er den Schrecken, der ihn zu beherrschen schien, trat zu dem Manne, dessen Gegenwart ihn so aufgeregt hatte, stellte sich vor ihn und sagte:

„Unglücklicher, beileben Sie sich, Ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und denken Sie an die Rechenschaft, die Sie Dem schuldig sind, der uns Alle richten wird, denn nach zwei Tagen werden Sie gehängt werden!“

Der so Angeredete, der bereits einige Gläser Brantwein getrunken hatte, sprang mit zornglühendem Gesichte auf. Donald aber zitterte nicht mehr, der Geist hatte sich seiner völlig bemächtigt und er sprach weiter:

„Ja, nach zwei Tagen wirst Du gehängt werden; ich sehe die Leiter, auf der Du hinaufsteigst, ich sehe den Strick, der Dir den Hals zusammenschürt, ich sehe den Henker, der die Hand an Dich legt.“

Bei den letzten Worten konnte der Fremde nicht mehr an sich halten; mit der linken Hand hielt er Donald fest, mit der rechten nahm er das Messer vom Tische und stieß es dem unglücklichen Hellschenden bis an das Hest in die Brust. Der Stoß war so gewaltig, daß Donald lautlos niedersank.

Eine Todensille herrschte in dem Zimmer; die Tochter des Wirthes lehnte halb ohnmächtig an der Wand, der Mörder sank auf den Stuhl zurück, nur einer der beiden jungen Männer behielt Geistesgegenwart genug, um einen Kellner sogleich nach dem Constable zu schicken, die Thür abzuschließen, damit der Mörder nicht entfliehe, und dann nach dem Ermordeten zu sehen. Er war bereits todt. Nach wenigen Augenblicken erschien der Constable, der den Mörder fortführte und die Zeugen aufforderte, mit ihm zu gehen, denn die Thüren waren eröffnet und die Geschworenen hielten eben Sitzung.

Nachdem im Gerichtssaale wieder einige Ruhe eingetreten war,

fragte der Richter den Mörder nach dem Namen, und die beiden jungen Männer, die Zeugen der That, hörten mit Schauern, daß es Krittison war, der Eisenhändler, der seine Tochter Donald's Sohne zur Frau geben wollte.

Die That war nicht zu leugnen, und Krittison vertheidigte sich nur durch das Anführen, die Prophezehung habe ihn so empört, daß er für den Augenblick seiner nicht Herr gewesen sei und in blinder Wuth den Mord begangen habe. Trotz dessen erklärten ihn die Geschworenen für schuldig und das Gericht sprach das Todesurtheil über den Mörder aus. Am zweiten Tage darauf wurde Krittison gehängt.

Einer der sogenannten Auferstehungsmänner in London, welche Leichen stehlen, um sie den Aerzten zu verkaufen, hatte dem Anatomen Hunter einen weiblichen Leichnam zu einem bestimmten Tage versprochen. Hunter erwartete ihn mit Ungebuld; er kam nicht, dagegen eine Frau, die ihm aber, statt einer weiblichen, eine männliche Leiche brachte. — „Wer seid Ihr?“ fragte Hunter. — „Die Frau des Leichenlieferanten.“ — „Aber Ihr bringt mir eine männliche Leiche; ich bestellte ja eine weibliche.“ — „Lieber Herr,“ versetzte sie, „das hat seine Ursachen. Mein Mann wollte die versprochene weibliche Leiche bringen, da ertappten ihn aber die Wächter und erschossen ihn. Ich bringe Ihnen nun meinen Mann dafür und hoffe, daß Sie die arme Wittwe ferner mit Ihrem Zuspruch beehren werden.“

### Ein sonderbarer Reisender.

Ein Amerikaner, welcher sich verpflichtet hat, die Reise um die Welt zu Fuß zu machen, in der Weise, daß er jeden Tag 30 englische Meilen durchwandert, ist jüngst in Liverpool angekommen. Mark Grayson, so heißt der Mann, ist 28 Jahre alt, 5 Fuß 7 Zoll hoch und wiegt 130 Pfund. Er hat Newyork am 3. Mai verlassen und muß, wenn er die Weite gewinnen will, auf seinem Ausgangspunkte, der City Hall jener Stadt, am 23. November 1876 wieder eingetroffen sein. Auf dem Verdeck des Schiffes, mit dem er die Ueberfahrt machte, ist er, wie ausgemacht worden, täglich so lange herumspaziert, bis er 30 englische Meilen gewandert war. Er hat 15,712 englische Meilen zu Land und 12,935 zu Wasser zu durchlaufen. Seine Marschroute ist von Newyork nach Liverpool, von dort nach Havre über Cherter, Sheffeld nach London. Von Havre wird er nach Lyon durch Frankreich seine Wanderungen fortsetzen, dann über Genua, Florenz, Rom und Neapel nach Constantinnopel sich begeben. Hier wird er über den Bosphorus setzen und auf dem Landwege Indien zu erreichen suchen. Von Indien aus soll er darauf zuerst nach Canton und dann nach Hongkong weitergehen. In letzterem Hafen wird er sich nach den Philippineninseln einschiffen, sich von dort aus nach Neugulnea, Australien, den Sandwichsinseln und San-Francisco begeben und auf dem amerikanischen Festlande seinen Spaziergang beendigen.

In einer Gesellschaft wurde eine junge Dame, die mit ihren Eltern in Neapel gewesen war, gefragt, wie es ihr dort gefallen habe. Sie sagte: „O, ich habe mich in Neapel sehr gut unterhalten, nur fürchtete ich immer, daß sich der Besuch übergeben werde.“ Sie hielt es nämlich für unschicklich, „Feuer spielen“ zu sagen.